

## Autobiografische Texte

Ein Wort zuvor

*100 Jahre Frauenwahlrecht in Deutschland. Dieses Ereignis bewog uns, ein Heft der Badischen Heimat dem Thema »Frauen« zu widmen.*

*In der Vorbereitungsphase stellten sich zu den historischen Themen Fragen nach den Lebensumständen von Frauen heute. Was verstehen Frauen, die heute in Baden wohnen, unter »Heimat« – und was macht diese aus. Wie verwurzelt sind sie, wenn sie nicht ursprünglich aus Baden stammen, sondern aus anderen Teilen Deutschlands oder anderen Ländern kommen. Was hilft in der alten oder neuen »Heimat« – der Beruf, die Familie, die Religion, die Landschaft? Spielt der Dialekt eine Rolle?*

*Der erste Teil des Heftes wandelt daher auf ungewohnten Wegen: Frauen aller Altersstufen von Nord- bis Südbaden berichten aus ihrem Leben. Einige Fragen zum Thema »Heimat« dienten als Leitfaden. Entstanden sind unterschiedliche Beiträge, einige Frauen haben in Interviewform geantwortet, bei anderen Texten scheinen die Fragen nur durch.*

*Den Anfang macht die 97-jährige Hildegard Doll aus Edingen-Neckarhausen, die ihrem Enkel Dominic Egger aus ihrem Leben erzählt. Von Neckarhausen geht es weiter nach Süden, in den Kaiserstuhl, nach Freiburg, auf die Baar. Elf Frauen – elf Lebensgeschichten von Frauen in Baden.*

*Ursula Speckamp, Stephanie Zumbrink*

### Hildegard Doll aus Edingen-Neckarhausen

»Es gibt sottiche und sottiche«

Meine Großmutter, Hildegard Doll, sitzt an ihrem Esstisch. Neben ihr die Mineraliensammlung aus mehreren Jahrzehnten, im Hintergrund tickt die Pendeluhr aus beigem Bast und Messing, die ihr verstorbener Mann

selbst konstruiert hat. Während sie von ihrem Leben erzählt, streicht die lebhaft 97-jährige immer wieder mit ihren Händen über den Tisch – Hände, die in zehn Jahrzehnten selten stillhielten.

**Du hast ein richtig badisches Leben hinter dir, hat es sich doch weitestgehend zwischen Rastatt und der Kurpfalz abgespielt. Doch geboren bist du im Kleinen Odenwald.**

Ja, bewegte Zeiten waren das gleich ab 1922. Da bin ich als eines von zehn Geschwistern in der Erziehungsanstalt auf dem Schwarzacher Hof geboren. Deshalb bin ich so gut erzogen (lacht). Mein Vater war in der Zeit Leiter der Erziehungsanstalt, die heute zur Johannes-Diakonie Mosbach gehört. Bis auf meine kleine Schwester und ich sind alle Geschwister in Lahr geboren, wo der Vater eine Privatrealschule führte. Damals gehörte Straßburg zu Deutschland, und von dort kamen etliche Internatskinder. Als Straßburg wieder französisch wurde, lösten sie die Realschule auf. Nach drei Jahren in Schwarzach kam mein Vater als Religionslehrer in die Berufsschule und ins Gymnasium nach Rastatt.

#### **Dort bist auch du in die Schule gegangen.**

Die Großen haben alle in Rastatt Abitur gemacht. Der Deutschlehrer war ganz vernarrt in meine großen Geschwister: Mein Bruder Walter war für ihn wichtig, Hanna, die spätere Internatsleiterin an der Thadden-Schule in Heidelberg-Wieblingen wurde, natürlich auch und der Gotthilf hat ihm wegen seinem Geigenspiel so imponiert. Die hat er mir immer vorgehalten. Ich hatte zwar kein schlechtes Zeugnis, aber habe mich im Unterricht eher

zurückgehalten. In der Sexta habe ich sogar einen Preis gekriegt, wegen guter Noten. Also hätte ich auch Abitur gemacht, aber der Lehrer hat es mir vermiest.

#### **Du hast dann entschieden, das Gymnasium zu verlassen.**

Mit der mittleren Reife bin ich von der Schule abgegangen – das war ja schon im Dritten Reich, wo jeder entweder ein Jahr Arbeitsdienst oder ein Dreivierteljahr Landdienst leisten musste. Ich habe mich für den Landdienst entschieden, weil er kürzer war. Den habe ich von Oktober 1937 bis Juli 1938 nicht weit von Neckarhausen, in Lützelsachsen an der Bergstraße, geleistet. Für mich war das eine schlimme Zeit, weil ich, mit gerade einmal 15 Jahren, weit weg von der Heimat war. In dieser Zeit habe ich immer viel mit meiner Schwester Hanna geschrieben, das gab mir Halt.

#### **Danach ging's aber doch wieder in die Schule.**

Ab Juli 1938 bin ich dann etwas verspätet – Schuljahrsbeginn war im April – in die höhere Handelsschule eingetreten. Doch dann bekam ich das Angebot, in einer Rastatter Eisenhandlung in die Lehre zu gehen. Wie mein Vater, so kam auch der Chef, Herr Gra-



Die zehn Kinder der Familie Brenner in Rastatt  
Hildegard Doll, geb. Brenner (2. v. l.) (Foto: privat)



Hildegard Doll, geb. Brenner, sitzt in der ersten  
Reihe in der Volksschule in Rastatt (Foto: privat)

benstein, aus Helmstadt. Der wusste, aus was für einer Familie ich komme. Stolz war ich, als ich bereits nach anderthalb Jahren Gehalt bekam. Und dort haben wir den ganzen Krieg über gearbeitet.

### **Der Betrieb ging sogar nach Kriegsende weiter?**

Nach dem Kriegsende gehörte Rastatt zur französischen Zone. Alle Männer bis 45 Jahre mussten für zwei Jahre nach Frankreich zum Arbeiten. Auch unser Chef, Herr Grabenstein, musste diesen Dienst leisten. Ich habe ihn begleitet zu seiner Abfahrt. Er hat mir noch verschiedene persönliche Dinge für seine Familie in Helmstadt gegeben.

### **Was hat das für den Betrieb bedeutet?**

Jetzt waren wir drei Mädels aus dem Büro mit drei Hilfsarbeitern alleine – ohne Chef! Wir gehörten aber zu einem großen Konzern, dem Eisenhof von Mannheim. Dessen Hauptstandort war allerdings ausgebombt, und wir saßen daher in Weinheim. Eigentlich sollten sie uns Instruktionen geben, damit wir die Geschäfte weiterführen konnten. Doch sie hatten Angst, bei einem Aufenthalt in Rastatt von den Franzosen verhaftet zu werden. Der Eisenhof hatte nämlich auch eine Niederlassung in Straßburg.

### **Wie kamt ihr dann an eure Anweisungen?**

Wir Mädels mussten alle zwei Wochen mit dem Fahrrad über die Autobahn die 100 Kilometer nach Weinheim fahren. Damals ging die Autobahn bis Ettlingen. In Weinheim bekamen wir dann unsere Instruktionen, um die Geschäfte in Rastatt weiterzuführen.

### **Das war für euch junge Frauen sicher nicht immer ungefährlich.**

Natürlich war das gefährlich! Von der Wohnung meiner Schwester, bei der ich da-

mals wohnte, musste ich an einem früheren Kriegsgefangenenlager vorbei, in dem die nun befreiten Insassen noch immer untergebracht waren. Einmal, als ich vorbeifuhr, ist einer rausgerannt. Er fiel aber hin. Doch dann kam noch einer. Ich hatte die Geistesgegenwart, freiwillig vom Fahrrad abzusteigen und ihm dieses zu geben. So haben sie mich in Ruhe gelassen. Das Fahrrad hatte ich mir während des Krieges eisern zusammengepart, es war erst ein Jahr alt. Von da an musste ich mit dem Herrenrad meines Chefs nach Weinheim fahren. Aber Rösche hatten wir damals sowieso keine an, also war das auch nicht so schlimm.

### **Und in der Zeit hast du auch deinen Mann, meinen Großvater, kennengelernt.**

Georg, meinen späteren Mann, habe ich im Dezember 1945 in Neckargemünd bei meiner Schwester Hanna kennengelernt. Sie hatten eine gemeinsame Bekannte, die meinen Mann dorthin eingeladen hatte, um gemeinsam im Singkreis zu singen. Im Januar hat er mir geschrieben und sich erklärt. Dann haben wir uns getroffen und verlobt. Im Dezember 1946 schließlich haben wir geheiratet. Die Musik ist unser gemeinsames Hobby geblieben.



Georg und Hildegard Doll  
beim sonntäglichen Wandern (Foto: privat)

**Dein Mann ist in Cannes in eine deutsch-französische Familie geboren. Wie kam er nach Mannheim?**

Mein damals schon verstorbener Schwiegervater hatte in Cannes an der Côte d'Azur für den Baron Brüning als Gärtner gearbeitet. Dort lernte er das Kindermädchen des Hauses kennen – eine Französin. Erst kamen die Kinder und dann der Erste Weltkrieg. Gegen Kriegsende wurde mein Schwiegervater als Deutscher auf einer Insel inhaftiert. Seiner Frau boten die Franzosen an, sie könne sich scheiden lassen. Dann blieben sie und die Kinder verschont. Doch sie hielt zu ihrem Mann und wurde mit ihren Kindern für ein Jahr in Viviers, Département Ardèche, interniert. Dort hat sich mein Mann als kleiner Junge ein steifes Bein geholt, das ihn sein ganzes Leben begleiten sollte. Eine rostige Dose oder etwas ähnliches hatte ihn am Bein getroffen.

**Wie kam die Familie dann nach Mannheim?**

Nach einem Jahr wurde mein Schwiegervater nach Mannheim entlassen, wo seine Schwester lebte. Sie hatte Kontakte zur Stadt und verschaffte ihm eine Stelle am Mannheimer Wasserturm. Meine Schwiegermutter und die Kinder wurden ebenfalls nach Deutschland abgeschoben. Sie hat es zeitlebens nicht verwunden und nie Deutsch gelernt.

**Nach der Hochzeit bist auch du nach Mannheim gezogen.**

Mein Mann wohnte damals in den Mannheimer Quadraten – in II,5 – mit seinen Geschwistern zusammen. Und ich kam noch dazu. Miteinander haben sie nur Französisch gesprochen. Mit meinem Schulfranzösisch habe ich ziemlich viel verstanden. Doch waren die Geschwister Doll so nett, wenn ich im Raum war, auf Deutsch zu wechseln, manchmal mitten im Satz.

**War das eine große Umstellung, von Rastatt nach Mannheim zu ziehen?**

Nein, ich habe mich nicht fremd gefühlt, sondern schnell Anschluss gefunden. Wir haben ja immer in bis zu drei Chören gesungen.

**Und in dieser Nachkriegszeit habt ihr den Gang in die Selbstständigkeit gewagt.**

Ein Vierteljahr vor der Währungsreform im Juni 1948 hat sich mein Mann als Graveur selbstständig gemacht, damals noch im eigenen Wohnzimmer. In einer Zeit als niemand Geld erübrigen konnte, um Schmuck, Gewehre oder Uhren gravieren zu lassen. Zum Glück hatten wir einen Kunden – einen Goldschmied –, dessen Sohn gut Englisch konnte. Dadurch hatten wir früh viel Kundschaft aus den Vereinigten Staaten oder England.

**So habt ihr, bevor irgendetwas über eine Europäische Wirtschaftsgemeinschaft sprach, schon eure Dienstleistung exportiert ...**

... und das auch nach Frankreich, weil mein Mann ja fließend Französisch konnte. Dort hin haben wir auch selbst geliefert, ohne den Goldschmied als Zwischenhändler. So wurden wir auch dort bekannt. Als sich die europäischen Graveure in der EFIG zusammenschlossen, wurden aus jedem Land zwei sogenannte Fachidioten ausgewählt. Der eine Vertreter aus Deutschland war ein großer Graveur aus München namens Müller – und mein Mann. Zu einem dieser Fachidioten in Wien habe ich bis heute noch Kontakt.

**Und bei den Tagungen der Europäischen Fachidioten ging es um einen fachlichen Austausch?**

Ja, es ging immer um einen fachlichen Austausch – und natürlich um den persönlichen. Der Genuss kam dabei auch nicht zu kurz: So haben wir in Frankreich Menüs mit sieben



Eine Tagung der »Europäischen Fachidioten«  
des Graveurhandwerks an unbekanntem Ort.  
Georg Doll (m.), Hildegard Doll (r.)  
(Foto: Privat)

Gängen gegessen. Die Tagungen fanden in ganz Europa statt.

### **Was waren deine Aufgaben in der Graveurwerkstatt?**

Ich musste die Kunden bedienen. Wir hatten ja später über 40 Kunden aus der ganzen Umgebung, die die Arbeiten gebracht haben. Für jeden Kunden hatten wir ein Buch, und einmal pro Monat bekamen sie eine Rechnung. Ich habe aufs Geld geachtet: Bilanz schreiben – das hatte ich in der Handelsschule gelernt. Und dann habe ich alle Hilfsarbeiten an der Maschine geleistet. Schriften gesetzt, darauf geachtet, dass keine Schreibfehler passieren. Unter Selbstständigen war das damals gang und gäbe, dass die Frau mitgearbeitet hat. Mein Mann und ich – wir waren einfach ein eingespieltes Team. Für einen Lehrling oder einen Angestellten hätten wir sowieso keinen Platz gehabt.

### **Hast du dir einen Lohn ausgezahlt?**

Lange galt gesetzlich, dass ich als Ehefrau nicht angestellt werden durfte. Das wurde erst später geändert. Zum Schluss bekam ich

daher sogar 1500 DM. Als es dann zur Rente ging, hat mir ein halbes Jahr gefehlt für die Krankenversicherung. Dadurch ist mein Krankenkassenbeitrag heute als freiwillig Versicherte noch höher als gewöhnlich. Ich war in der Rastatter Eisenhandlung zwar sozialversichert. Das zählt aber nicht, weil es so lange her war. Und so habe ich nur 19,5 Jahre in die Krankenkasse eingezahlt.

### **Du hast also jahrelang mehr als Vollzeit gearbeitet, aber hast nichts dafür bekommen?**

Ja, das war ja schließlich verboten. Aber mir bedeutet Geld nichts, wenn's mir nur langt. Und es langt mir. Hauptsache ich kann meine Kosten decken. Millionär muss ich nicht sein. Ich gebe nicht mehr aus, als sein muss, und freue mich, wenn ich euch, meinen Enkeln, noch etwas geben kann.

### **Als du dann angestellt werden konntest, war das dann für dich eine Genugtuung, ein Gefühl von Gerechtigkeit?**

An Gerechtigkeit habe ich da nicht gedacht, ich habe mich einfach gefreut.

### **So etwas wie Mutterschutz gab es auch nicht?**

Ich habe gearbeitet, bis ich Wehen bekommen habe und deine Mutter kam. Eine Freundin aus dem Singkreis hat mich ins Krankenhaus gefahren. Mein Mann hat weitergeschafft. Nach vierzehn Tagen bin ich wieder nach Hause und war dann auch bald wieder an der Maschine gestanden. Die vierzehn Tage haben 120 Mark gekostet. So billig war das damals.

### **Die Werkstatt hattet ihr damals im Erdgeschoss von II,5.**

Ja. Wir wohnten damals, 1955, immer noch unterm Dach – nur die Geschwister meines Mannes waren ausgezogen. Das erste Viertel-



Die wohlverdiente neue Einrichtung in der Wohnung im Mannheimer I1,5 (Foto: privat)

jahr war deine Mama in einem Wäschekorb. Dann habe ich ihr einen extra großen Laufstall machen lassen. Darin spielte sie zufrieden mit ihrem Spielzeug. Alle zwei Stunden bin ich in den dritten Stock hochgerannt, um nach ihr zu sehen. Da hat sie sich gefreut und sich dann wieder ihren Spielsachen gewidmet.

### **Wann seid ihr dann mit der Werkstatt nach U3,14 umgezogen?**

Anfang der 1960er-Jahre sind wir mit der Werkstatt umgezogen, weil wir mehr Platz brauchten. Wir waren ja so sparsam wie nur etwas, und am Ende hatten wir vier Maschinen – für einen Graveur. Die Werkstatt war sein Leben.

### **1968 seid ihr mit der Familie nach Edingen-Neckarhausen gezogen. Das hatte auch mit der deutsch-französischen Partnerschaft zu tun. Wie kam es dazu?**

Mein Mann war vorher schon öfter in Neckarhausen und der Partnerstadt Plouguerneau in der Bretagne. Daher habe ich vorgeschlagen, dorthin zu ziehen. 1966 hat die Wohnbaugesellschaft GAGFAH (DE: heute

Vonovia) begonnen, in der Nähe von Schloss Neckarhausen Wohnungen zu bauen, und wir waren die ersten, die sich beworben haben. Ich bin die älteste Eigentümerin, die am längsten drin ist in den Wohnungen der Wohnbaugesellschaft.

### **Wie haben die Leute reagiert, als ihr nach Neckarhausen gezogen seid?**

Wir sind immer herzlich aufgenommen worden. Im Vereinsleben waren wir immer willkommen.

### **Aber die echten Neckarhäuser hören, dass du nicht von hier bist. Würdest du sagen, du sprichst noch so wie Ihr in Rastatt geredet habt?**

Ja, ich denke schon.

### **War dir wichtig, in Baden zu bleiben? Oder wärst du auch woanders hingegangen.**

Wo du hingehst, will ich auch hingehen. So heißt es. Ich hätte Baden auch verlassen, wenn mein Mann es gewollt hätte. Aber so war es auch recht. Heimat ist, wo ich zuhause bin. Jetzt ist Neckarhausen meine Heimat.

### **Welche Ereignisse in deinem Leben waren für dich besonders einschneidend?**

Der Verlust meiner vier Brüder und meiner zwei Schwager. Die sind alle im Zweiten Weltkrieg gefallen.

### **Was ist dir besonders wichtig im Leben?**

Wichtig ist, dass man gut mit allen Leuten auskommt. Und wichtig seid ihr, meine Enkel.

### **Du verfolgst immer noch sehr interessiert die aktuelle Politik. Was ist dein Wunsch für die kommenden Jahre?**

Ich wünsche mir, dass sie sich alle vertragen und nicht gegeneinander agieren. Ich bin jetzt

mal gespannt, was sich in unserer Regierung ändert, nachdem Angela Merkel den CDU-Vorsitz abgegeben hat und ob die Große Koalition noch lange hält. Ich hoffe jedenfalls, dass ich zu meinen Lebzeiten nicht mehr wählen muss.

Die Menschheit muss lernen sich zu vertragen. Konflikte sind etwas Menschliches. Die muss man besprechen und einen guten Kompromiss finden. Mein Vater hat immer gesagt: »Es gibt sottiche und sottiche. Aber mehr sottiche wie sottiche.« Und hat dann immer herzlich gelacht.

Ich bin froh, dass ich ein gutes Elternhaus hatte. Da habe ich gelernt, worauf es im Leben ankommt. Wenn man das weitergeben kann, ist das schon viel wert.



Text und Interview von:  
Dominic Egger  
Obere Neckarstraße 16a  
69117 Heidelberg  
E-Mail: D.Egger@posteo.de

## Hilde Hardock aus Obergrombach im Kraichgau

Anfang November, im strengen Nachkriegswinter 1946, wurde ich in Weiher – einer Ortschaft in der Rheinebene zwischen Karlsruhe und Heidelberg – geboren.

### Dorfleben

80 Prozent der Haushalte in der Gemeinde lebten von der Landwirtschaft und Viehzucht.

Viele Männer fanden auch Arbeit in den Handwerksbetrieben unseres Ortes, z. B. in der örtlichen Schreinerei, Blechnerei, Schuhmacherei. Mitte der 1950er-Jahre pendelten schon einige Männer täglich nach Bruchsal und arbeiteten bei Firmen wie z. B. Siemens. Die Bahnstation Ubstadt-Weiher lag etwa 2,5 Kilometer vom Ortszentrum entfernt, so dass die Pendler den Weg bei Wind und Wetter morgens früh entweder zu Fuß oder mit dem Fahrrad zurücklegen mussten.

Auf dem leichten Sandboden der Gemarkung wuchsen besonders gut Spargel und Tabak; fast jede Familie hatte einen Spargelacker, und im Frühjahr während der Spargelzeit gab es viel zu tun. Jeden Tag, auch sonn- und feiertags, mussten die Spargel morgens und abends gestochen werden. Zuhause wurden sie dann gewaschen, in vier Sorten eingeteilt und in große Körbe gesetzt. Diese wurden dann auf dem Gepäckträger eines Fahrrads zur Abnahmestelle der Raiffeisengenossenschaft gebracht. Das »Spargelgeld« war damals ein willkommenes Zubrot für die Familien. An die Tabakernte erinnere ich mich auch gerne. Die Tabakblätter wurden während des Tages auf dem Feld gebrochen und am Abend von Frauen aus der Verwandt- und Nachbarschaft »eingefädelt.« Das geschah mit einer langen Nadel und einer langen Schnur. Die Nadel wurde durch die dicken Rippen des Tabakblattes geführt und so viele Blätter aufgefädelt, bis die Schnur zu Ende war. An den beiden Enden wurden die Büschel im Tabakschopf zum Trocknen aufgehängt. Das Tabakfädeln war immer sehr kommunikativ; es wurden Neuigkeiten aus der Gemeinde ausgetauscht und viele Lieder dabei gesungen.

Die Milchviehhaltung war ebenfalls sehr verbreitet in Weiher. Im Stall meines Onkels und meiner Tante standen immer sechs

bis acht Milchkühe. Die frisch gemolkene Milch durfte ich jeden Abend in einer großen Milchkanne zum »Milchhäusle« – ebenfalls der Raiffeisengenossenschaft angegliedert – bringen. Spät am Abend kamen dann große Tankwagen und holten die Milch zur Weiterverarbeitung in einer Molkerei ab. Das »Milchhäusle« war am Abend auch immer ein Treffpunkt der Kinder und der Dorfjugend. Dort traf man sich, machte Verabredungen aus; es gab ja noch keine Handys.

Das Dorfleben damals war noch nicht geprägt von der Hektik der heutigen Zeit. Die Dorfbewohner hatten noch Zeit für ein »Schwätzchen«, z. B. beim Einkaufen. Bei dieser Gelegenheit konnte man sich auch über den neuesten »Dorftratsch« informieren. Ich kann mich an mindestens fünf Tante-Emmaläden im Dorf erinnern, in denen man alles für das tägliche Leben einkaufen konnte.

An den langen Sommerabenden spielten wir Kinder auf der Straße meistens mit dem Ball. Beim Angelus-Läuten unterbrachen wir unser Spiel und gingen zum »Engel des Herrn«-Beten ins Haus. Wir durften danach so lang es hell war nochmals auf die Straße. Vor den Häusern saßen damals auch die alten Männer und rauchten ihre Pfeife. Motorisierte Fahrzeuge gab es noch nicht viele. Stattdessen sah man viele Kuh- und Pferdefuhrwerke. Ein Auto hatten nur der Dorfarzt und unser Nachbar, der berufsmäßig Transporte durchführte.

## Familie

Meine Eltern heirateten im Herbst 1938, kurz nach Abschluss des Münchner Abkommens, da man glaubte, dass es nun keinen Krieg geben würde. Meine Schwester wurde im Jahr 1939 geboren, mein drei Jahre jüngerer Bruder

und ich nach der Rückkehr meines Vaters aus dem Zweiten Weltkrieg.

Mein Vater war Maurermeister und führte sein eigenes Geschäft. Er hatte drei Geschwister, einer seiner Brüder ertrank in jungen Jahren bei einem Unglücksfall im Baggersee der Gemeinde. Der andere Bruder erkrankte an Kinderlähmung und war zeit seines Lebens behindert. Er lebte bis zu seinem Tode im Haushalt seiner Schwester, meiner Tante, und half dort, soweit es seine Kräfte zuließen, in der Landwirtschaft mit. Während der NS-Zeit hatte er mit dem Kuhfuhrwerk einen Unfall und verletzte sich schwer. Aus Angst, dass seine Behinderung gemeldet werden würde, brachten ihn seine Eltern nicht in ein Krankenhaus, sondern pflegten ihn zuhause gesund.

Durch seinen Beruf und sein Geschäft war mein Vater ein angesehenener Mann in unserem Dorf. Er bildete in den fünfziger Jahren auch immer Lehrlinge aus, die den Beruf des Maurers erlernen wollten. In vielen Vereinen war er Mitglied, und auch in der Pfarrgemeinde hatte er das Ehrenamt eines Stiftungsrates inne. An jedem Fronleichnamstag gehörte er zu den »Himmelträgern«, die damals alle noch einen Zylinder trugen. Er war immer sehr stolz, zu den »Himmelträgern« zu gehören.

Wir hatten ein sehr offenes Haus, bedingt durch das Baugeschäft meines Vaters, das er 1948 gründete. In unserem Baugeschäft waren 10 bis 15 Arbeiter beschäftigt. Am Sonntagmorgen nach dem Gottesdienst kamen die Bauherren in unsere Küche – ein separates Büro hatten wir in den fünfziger Jahren noch nicht –, um den Fortgang der Bauarbeiten mit meinem Vater zu besprechen. So kam ich schon früh mit vielen Menschen in Kontakt, musste z. B. den Wochenlohn, der damals bar ausbezahlt wurde, in den Lohntüten den Arbeitern in ihre Wohnungen bringen.

Das Wirtschaftswunder machte sich auch im Baugeschäft meines Vaters bemerkbar, die Auftragslage war immer sehr gut.

Meine Mutter wurde 1914 geboren. Sie hatte sechs Geschwister und war die Jüngste aus der ersten Ehe meiner Großmutter. Deren Ehemann fiel früh im Ersten Weltkrieg in Frankreich; meine Mutter hat ihren Vater nie kennengelernt. Nach dem Ersten Weltkrieg heiratete meine Großmutter nochmals, aus dieser Ehe gingen drei Töchter hervor. Die jüngste dieser drei wurde meine Patentante. Doch schon früh traf ein Schicksalsschlag unsere Familie. Meine Mutter verstarb im Alter von vierzig Jahren. Da ich damals gerade sieben und mein Bruder vier Jahre alt war, kam wie selbstverständlich meine Großmutter mütterlicherseits zu uns ins Haus, um unsere Familie zu versorgen. Mein Vater heiratete zwei Jahre nach dem Tod seiner Frau nochmals, eine Cousine unserer Mutter.

Die zweite Frau meines Vaters hatte bis zu ihrer Heirat mit zwei ledigen Schwestern, einem Bruder und ihrer Mutter in einem Haushalt gelebt. Der Vater war früh verstorben. Den Lebensunterhalt bestritten die drei Schwestern durch die Arbeit in der örtlichen Zigarrenfabrik und durch eine kleine Landwirtschaft als Selbstversorger durch Kartoffel-, Spargel- und Getreideanbau. Um unabhängig zu sein, kauften sie in den späten fünfziger Jahren einen Holder-Traktor, um die Felder zu bewirtschaften. Frauen, die Traktoren fuhren, das war zu der Zeit in unserem Ort ein seltenes Bild. Auch ein Schwarz-Weiß-Fernseher stand ab dem Jahr 1958 in ihrem Wohnzimmer. Ich erinnere mich, dass mein Bruder und ich immer an den Samstagabenden die Unterhaltungssendungen sehen durften. Die zweite Frau meines Vaters hat sich gut in unsere Familie integriert. Sie machte im Jahr 1956, was damals überhaupt noch



Die Verfasserin Anfang der 50er Jahre  
(Foto: privat)

nicht an der Tagesordnung war, den Führerschein, um mobil zu sein und meinen Vater zu seinen Baustellen in den umliegenden Orten zu fahren.

Die Familienfeste waren immer wichtige Ereignisse im Jahresablauf. Wir hatten eine große Verwandtschaft. Meine leibliche Mutter hatte sechs Geschwister, unsere »zweite Mutter« waren ebenfalls zu sechst, und mein Vater hatte drei Geschwister. Dementsprechend groß war die Anzahl der Onkel und Tanten sowie der Cousins und Cousinen. In jedem Jahr gab es eine Erstkommunion oder Hochzeit zu feiern. Diese Feste fanden immer in den Häusern statt, es wurden Zimmer ausgeräumt – die Möbel wurden für ein paar Tage in der Scheune untergestellt –, um für alle Festgäste Platz zu schaffen. Großtanten



Zigarrenfabrik in Weiher in den 50er Jahren (Foto: privat)

standen in der Küche und kochten das Festmahl. Alles wurde selbstgemacht, von der Eiernudel bis zu den Markklößchen für die Festtagssuppe. Es wurden für die Feste auch immer um die dreißig Kuchen gebacken.

### Schulzeit

1952 wurde ich in die Volksschule in Weiher eingeschult. Unser Schulalltag war geprägt von der Strenge der Lehrer. Besonders die Buben in unserer Klasse hatten sehr unter den Wutanfällen der Lehrer zu leiden, die wegen Nichtigkeiten zum Rohrstock griffen und die Kinder verprügelten. Der Unterricht begann um 8 Uhr morgens und dauerte bis 12 Uhr.

Am Nachmittag nach Erledigung der Hausaufgaben musste ich wie viele andere meiner Klassenkameradinnen die Kleinkinder von Verwandten hüten, da die Mütter der Kleinkinder in den in der Gemeinde ansässigen Zigarrenfabriken arbeiteten, um die Einnahmen der Familien aufzubessern.

Ich ging acht Jahre lang in die Volksschule. Die Möglichkeit, dass ein Mädchen nach der 4. Klasse eine weiterführende Schule besuchen könnte, wurde in meinem Elternhaus überhaupt nicht in Betracht gezogen, obwohl mir das Lernen immer sehr leicht fiel. Auch habe ich immer gerne gelesen, wie bereits meine leibliche Mutter. Eine Schwester meiner Mutter erzählte oft folgende Anekdote: Wenn in den Jugendjahren meiner Mutter ein Heft oder eine Zeitschrift ins Haus kam, was im Gegensatz

zu heute eher selten der Fall war, so nahm sie meine Mutter sofort zu sich und begann darin zu lesen. So stand sie oft lesend am Herd und rührte im Kochtopf. Jedoch wurde sie dafür kritisiert, weil deswegen die Arbeit liegen blieb.

Aus meiner Klasse ging niemand, weder Mädchen noch Jungen, auf ein Gymnasium. Nur die Tochter des damaligen Rektors der Volksschule – sie war zwei Jahre älter als ich – besuchte das Gymnasium in Bruchsal. Mein Bruder hingegen ging wie selbstverständlich nach der 4. Klasse ins Pallotiner-Internat St. Paulusheim in Bruchsal. Dies war zu dieser Zeit ein reines Jungeninternat. Meine Stiefmutter hätte es gerne gesehen, wenn er Pfarrer geworden wäre.

Nach der Schulentlassung besuchte ich die Handelslehranstalt in Bruchsal, um danach als Anlernling bzw. Angestellte bei einer Eisenwarengroß- und -einzelhandlung in Bruchsal im Büro zu arbeiten, mit der mein Vater gute Geschäftsbeziehungen unterhielt. Durch den jähen Herztod meines Vaters Anfang der sechziger Jahre mussten wir unser Baugeschäft aufgeben.



Prozession anlässlich eines Priesterjubiläums, Frühjahr 1950  
(Foto: privat)

### Kirche/Religiöses Leben

Das religiöse Leben hatte bei uns zuhause einen hohen Stellenwert. Neben dem sonntäglichen Gottesdienst war zweimal in der Woche vor dem Unterricht in der Pfarrkirche Schülergottesdienst, den wir ab der 3. Klasse regelmäßig besuchen mussten. Im Rahmen unserer Vorbereitung zur Erstkommunion mussten wir ab Januar 1956 jeden Tag in die Morgenmesse. Dieser Monat war mit zweistelligen Minustemperaturen ungewöhnlich kalt, so froren wir in der unbeheizten Pfarrkirche.

Die Messe wurde damals in lateinischer Sprache gehalten, und auch der Kirchenchor sang lateinische Lieder. Ich kann mich erinnern, dass ich eines Tages das Gloria der Messe allein vom Zuhören in lateinischer Sprache auswendig aufsagen konnte. Es war damals ein Ding der Unmöglichkeit, dass Mädchen Messdiener wurden. Die Ministranten mussten zu der Zeit dem Geistlichen beim Stufengebet auf Latein antworten, ich habe oft den Introitus mit meinem Bruder, der Messdiener war, geübt, und auch das

Schuldbekenntnis, das Confiteor, mussten sie in gebeugter Haltung auswendig aufsagen.

Den Erstkommunionunterricht erteilte uns zweimal in der Woche am Nachmittag Fräulein Wessing; heute würde man sie als Gemeindefereferentin bezeichnen. Diese Frau hat bei mir und allen meinen Mitschülern einen bleibenden Eindruck hinterlassen. Kein Klassentreffen, an dem nicht von Fräulein Wessing die Rede wäre. Das Verkleiden an Fastnacht war in dem Jahr unserer

Erstkommunion für uns verboten, da durften wir dem lustigen Treiben auf der Straße nur zuschauen.

Jeden Sonntagnachmittag war eine Andacht, an hohen Festtagen eine Vesper, an der wir teilnehmen mussten. Nach der Andacht spazierte ich den Sommer über mit meinen Freundinnen in den Lußhardtswald. Dort stand die Wendelinuskapelle, über deren Entstehung folgende Legende berichtet wird (vgl. Etkorn, P.: St. Wendelinus-Büchlein, Eugen Huber-Verlag, Langenbrücken 1945, S. 3 f.). Im 18. Jahrhundert trieben die Bewohner der umliegenden Dörfer ihre Kühe und Schafe auf die Sommerweide in den Wald, wo sie von einem Hirten beaufsichtigt wurden. Eines Tages mitten im Sommer zog ein heftiges Gewitter mit starkem Sturm auf, der viele Bäume ausriss. Der Hirte trieb das verängstigte Vieh auf einen Platz, an dem die uralte, sogenannte Wendelinuseiche stand. Alle darum herum stehenden Bäume kippten um, fielen dabei aber nach außen, so dass die Herde unbeschadet blieb. Als Dank bauten die Dorfbewohner an der Stelle der Eiche eine Kapelle, die 1857 geweiht wurde. In der Mitte der Kapelle findet



Wendelinuskapelle weihnachtlich geschmückt, 1998 (Foto: privat)

sich ein Stück des Stamms der Wendelinuseiche, in der eine Figur des hl. Wendelin steht. Bis heute pilgern immer noch viele Bewohner der umliegenden Orte dorthin.

Weiter ging dann unser Spaziergang zur nahegelegenen Autobahn. Die A 5 war damals noch nicht so stark befahren wie heute; manchmal mussten wir lange warten, bis wir von der Brücke aus einem Auto zuwinken konnten.

Auch die religiösen Bräuche wurden in meinem Elternhaus gepflegt, wie z. B. das Tischgebet vor und nach dem Essen. Im Monat Mai war im Wohnzimmer ein Maialtar aufgebaut, den ich immer mit Maiglöckchen, die ich von den Waldspaziergängen mit nach Hause brachte, schmückte. Am Palmsonntagmorgen vor dem Gottesdienst machte mein Vater meinem Bruder und mir einen, wie es in Weiher hieß, »Palmenwisch«. Der bestand aus Zweigen von Palmkätzchen, dürrer Eichenlaub, Zweigen eines Haselnussstrauchs und immergrünen Koniferen. Dieser Wisch wurde auf einen langen Ste-

cken gebunden, den wir zur Kirche trugen. Dort wurde er gesegnet und nach dem Gottesdienst zum Haus meiner Großmutter und Tante gebracht. Da sie Milchvieh hatten, wurde der Wisch an der Decke des Kuhstalls befestigt und sollte den Stall vor allem Unheil bewahren. Als Belohnung erhielten mein Bruder und ich von der Großmutter ein mit Zwiebelschalen gefärbtes, braunes Ei.

Im August sammelten wir Kräuter für den »Werkwisch«, der an Maria Himmelfahrt gesegnet und bei uns zuhause auf den Speicher gebracht wurde, zum Schutze des Hauses.

## Umzug in den Kraichgau

Im Jahre 1967 heiratete ich und zog aus meinem Heimatort weg, nach Obergrombach im Kraichgau. Kennengelernt habe ich meinen Mann bei einem Maskenball. Unser Ort war damals eine »Hochburg« der Fastnacht. Die jungen Männer aus nah und fern kamen nach Weiher in die Turnhalle. In dem Ort, in den ich nach meiner Heirat zog, hatten die Eltern meines Mannes ein Schuhgeschäft mit angegliederter Reparaturwerkstatt. Da sie jedoch vor meiner Eheschließung innerhalb von 13 Monaten kurz hintereinander verstorben waren, wurde ich nach der Geburt der ältesten Tochter Inhaberin eines Schuhgeschäftes. Innerhalb von drei Jahren bekam ich noch eine weitere Tochter und einen Sohn. Zudem wohnte der jüngste Bruder meines Mannes – er war beim Tod seiner El-

tern erst elf Jahre alt gewesen – bis zu seiner Volljährigkeit bei uns in der Familie und war immer so etwas wie der große Bruder meiner Kinder.

Der tägliche Umgang mit den Kunden im Schuhgeschäft machte mir die Mentalitätsunterschiede zwischen der Bevölkerung in der Hardt und den Bewohnern des Kraichgau sehr deutlich. Die Menschen an meinem neuen Wohnort waren zurückhaltender, sehr distanziert; die Frauen trugen alle Kopftücher, auch am Sonntag. Beim Aschermittwochsgottesdienst z. B. musste der damalige Pfarrer den Frauen das Kopftuch zurückschieben, damit die Asche aufs Haupt und nicht aufs Kopftuch kam. Auch war man im Dorf Menschen aus der Hardt gegenüber eher skeptisch eingestellt. So wurde ich von einem Nachbarn kurz nach meiner Ankunft im Dorf mit folgenden Worten willkommen geheißen: »Eine Kuh von der Hardt läuft im Gebirg nicht«.

Statt in einer Spargelgemeinde, lebte ich nun in einer Weinbaugemeinde. Fast jede Familie hatte einen Weinberg, der das ganze Jahr über Thema bei den Gesprächen im Ort war. Vom Rebschnitt im zeitigen Frühjahr bis hin zum Herbst gab es im »Wengert« immer viel zu tun. Das Herbstessen war immer ein Höhepunkt. Verwandte und Bekannte kamen zum Helfen, und das anschließende Essen dauerte oft länger als das eigentliche Herbstessen. Bei manchen Familien, die mehrere Weinberge mit verschiedenen Sorten hatten, gab es beim Essen nach dem Herbstessen eine »Hierarchie«, z. B. wurden bei der Sorte Müller-Thurgau heiße Würste mit Weck serviert, beim Weißburgunder Schweinerippchen mit Sauerkraut, und beim Ruländer, der letzten Sorte, die geherbstet wurde, gab es panierte Schnitzel mit Kartoffelsalat. Da fiel dann auch der mir unbekannte Ausdruck »heute ist Ernganz«. Das bedeutet, heute ist die Weinlese

zu Ende. So gab es noch einige Dialektwörter, die ich von meiner Heimatgemeinde her nicht kannte, obwohl die beiden Gemeinden weniger als zwanzig Kilometer voneinander entfernt liegen.

Bereits in den Jahren meiner Berufstätigkeit war ich in meiner Heimatgemeinde ehrenamtliche Mitarbeiterin im Pfarramt. Unser damaliger Pfarrer war durch einen Schlaganfall beeinträchtigt, und so habe ich jede Woche den »Kirchenzettel« (heute heißt es Pfarrbrief) auf eine Matrize abgetippt und anschließend vervielfältigt.

Die Verbundenheit mit der Kirche habe ich auch in meinen neuen Wohnort mitgenommen. Im Jahr 1977 wurde ich in den Pfarrgemeinderat gewählt, später dann übernahm ich den Vorsitz der Katholischen Frauengemeinschaft. Trotz meines Status als »Neigflickte«, die auch noch von der Hardt kam, wurde ich von den Frauen akzeptiert. Die Arbeit mit den Frauen und das Organisieren von Veranstaltungen haben mir immer Freude gemacht. Der jährliche Frauenausflug und die Frauenfastnacht waren Höhepunkte in unserer Gemeinschaft. Bei der Fastnacht waren mitunter drei Generationen einer Familie dabei. Die Oma präsentierte einen Liedvortrag, die Tochter hielt eine glänzende Büttensprache und die Enkelin schwebte mit der Tanzgruppe übers Parkett.

Zu den festen Terminen der Frauengemeinschaft gehörten auch die monatlichen Frauenmessen. Unser Pfarrer und Präses war für die damalige Zeit schon sehr fortschrittlich. Wir Frauen durften die Themen der Messen vorgeben, Lieder und Texte aussuchen und als Lektorinnen fungieren. Er hat schon damals die kirchliche Frauenarbeit sehr gefördert.

Der Zusammenhalt im Ort, in den Vereinen und Gruppierungen ist in unserer Gemeinde sehr groß und wird von den Einwohn-

nern sehr geschätzt und gepflegt. Seit 1981 richten die Vereine alle zwei Jahre zusammen das »Burgfest« aus, das weit über die Grenzen unseres Ortes bekannt ist. Dazu öffnen in der mittelalterlichen Dorfmitte rund um die örtliche Burg die Anwohner drei Tage lang ihre Höfe und Weinkeller. Auch unsere Frauengemeinschaft ist immer mit einem Stand dabei.

So ist der Ort, in den ich nach meiner Heirat gezogen bin, mein Zuhause geworden. Hier leben meine Familie, meine Verwandten und Freunde. Aber in Weiher, wo ich geboren und aufgewachsen bin, liegen meine Wurzeln; die alten Straßen und Häuser werden immer meine Heimat bleiben.

Quelle

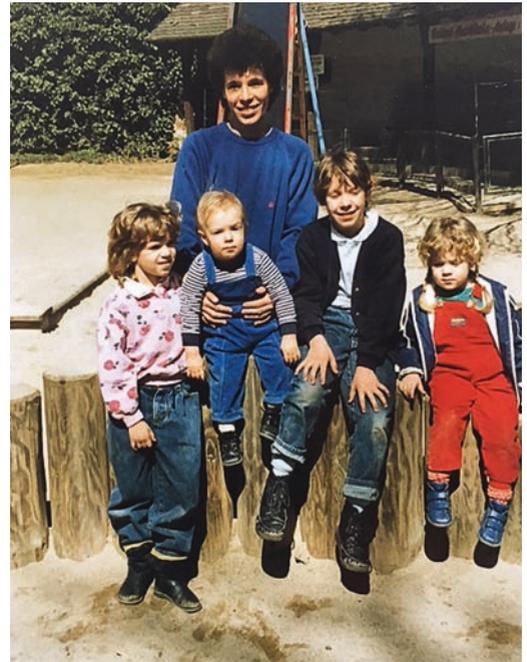
Etzkorn, P.: St. Wendelinus-Büchlein, Eugen Huber-Verlag, Langenbrücken (1945).

Haselier, G.: Geschichte des Dorfes und der Gemeinde Weiher am Bruhrain (1962).

## Eva Wäckerle aus Lahr

Geboren wurde ich 1956 im Lahrer Krankenhaus. Meine Eltern sind ebenfalls beide in Lahr aufgewachsen. Mein Vater (Jahrgang 1917) hat beim einstmals bekannten Verlag Moritz Schauenburg in Lahr Buchdrucker gelernt und meine Mutter (Jahrgang 1920) hat eine kaufmännische Ausbildung bei der Barmer Ersatzkasse (BEK) gemacht. Sie hat dann bis 1944 die Außenstelle der BEK im besetzten Straßburg geleitet.

Bei der Befreiung Straßburgs durch die Truppen General Leclercs de Hauteclocque, bei dem es zu heftigen Bombenangriffen kam, ist meine Mutter mit ein oder zwei Kolleginnen von einem Haus zum anderen gerannt und dabei ständig beschossen worden. Am



Die Verfasserin mit ihren vier Kindern 1986  
(Foto: privat)

Rhein angekommen, sind sie dann auf abenteuerliche Weise in einem der letzten Boote noch über den Fluss geflüchtet. Trotz dieser Erinnerungen hat sie später immer wieder betont, wie schön die Zeit in Straßburg war und wie gut das Verhältnis zu den dortigen Bewohnern gewesen sei. Erst als sie auf der Flucht noch etwas aus der Wohnung holen wollte, wurde sie von der Vermieterin mit den Worten »Ich will nix mit Dütsche zu tun haben« weggeschickt. Mein Vater kam Ende der 1940er-Jahre aus französischer Kriegsgefangenschaft zurück.

Anfang der 1950er-Jahre haben meine Eltern dann das großelterliche Lebensmittelgeschäft in der Werderstraße wiedereröffnet. Es befand sich im Erdgeschoss des 1901 gebauten Hauses, in dem ich noch heute lebe. Das Haus wurde als Offiziershaus in der Zeit gebaut, als Lahr Garnisonsstadt wurde und in dem spä-

teren Lebensmittelgeschäft vor dem ersten Weltkrieg ein Geschäft für Militärbedarf war.

Als ich im »Eiswinter« 1956 im Januar geboren wurde, wollte meine Mutter, dass ich vom evangelischen Pfarrer zu Hause getauft werden sollte, was dieser zunächst ablehnte. Erst als sie daraufhin drohte, dass ich dann eben katholisch getauft werden würde – mein Vater war ja katholisch –, lenkte er ein und hat mich zu Hause getauft.

Überhaupt sind viele prägende Erinnerungen mit dem Haus verbunden. Eines meiner ersten bewussten Erlebnisse ist zum Beispiel, wie mein Vater in den Hof kommt und meiner Mutter erzählt hat, was er im Radio gehört hatte. Es muss 1962 die bekannte Kuba-Krise gewesen sein, denn es ist mir bis heute sehr eindrücklich bewusst, wie ich plötzlich die große Angst meiner Eltern, die mir bis dahin immer Sicherheit und Geborgenheit vermittelt haben, vor einem Dritten Weltkrieg spüren konnte. Überhaupt erinnere ich mich noch gut an jeden ersten Mittwoch im Monat, denn da gab es immer einen Probesirenenalarm, bei dem meine Eltern immer sehr angespannt waren. Es gehörte viele Jahre zum täglichen Leben, dass es durch den großen Flugplatz sehr viel Fluglärm und lautstarke Schallmauerdurchbrüche durch die vielen Militärjets gab. Etwas, das es mittlerweile gar nicht mehr gibt. Zu der Zeit (1969–1971) wurde auch das ganze Dorf Langenwinkel, das zu nahe am NATO-Flugplatz lag, umgesiedelt.

Ungefähr zu dieser Zeit muss ein Mieter aus der Dachgeschosswohnung im Haus auch meine achtjährige Schwester und zwei ihrer Freundinnen im Keller missbraucht haben. Allerdings wurde – wie damals üblich – nicht offen über diesen Vorfall gesprochen, ich konnte lediglich spüren, dass da was ist. Erst viel später habe ich in einem Ordner bei meinen Eltern die ganzen Gerichtsunterlagen

dazu gefunden und gelesen. Ich war schockiert, wie man damals den Mädchen offensichtlich eine Mitschuld an dem Vorfall gegeben hat. Vor zwei Jahren habe ich die inzwischen 90-jährige Mutter einer der damals betroffenen Freundinnen meiner Schwester darauf angesprochen, die aber bis heute noch nicht darüber reden kann und sofort das Gespräch abblockte.

Prägend war auch der Suizid eines anderen Mieters, der sich 1968 aus dem ersten Obergeschoss mit dem Kopf zuerst in den Hof gestürzt hat. Ich war mit meiner Schwester und meiner älteren Cousine allein zu Hause, als diese plötzlich ins Zimmer kam und zu uns sagte: »Im Hof liegt der Herr XY, der isch tot.« Sie hat dann auch die Polizei gerufen, die den Suizid aufgenommen hat. Ich sehe ihn noch wie heute im Schlafanzug vor mir liegen, denn wir sind gleich in den Hof gerannt und haben ihn uns angesehen.

Meine Kindheit und Jugendzeit war sehr durch das Spar-Geschäft geprägt. Auf der einen Seite hatte ich unbegrenzt Zugang zu Gummibärchen und süßem Sprudel, auf der anderen Seite wurden die nicht mehr verkäuflichen Waren, z. B. unansehnliches Obst, für den Eigengebrauch hergerichtet. Vor allem als



1927 im Garten der Werderstraße:  
die Großeltern mit Verwandtschaft (Foto: privat)

Jugendliche und später nach der Geburt der eigenen Kinder habe ich oft im Laden geholfen. Ich mag zum Beispiel bis heute kein Sylvester, weil wir da immer nach Ladenschluss von 14 Uhr bis zum nächsten Tag im eiskalten Geschäft Inventur machen mussten.

Nach dem Abitur 1975 habe ich in Konstanz eine Ausbildung zur Programmiererin gemacht und dann ein Jahr in Karlsruhe bei der Karlsruher Gebäudeversicherung auch in dem Beruf gearbeitet. Nach meiner Heirat im Februar 1978 und der Geburt der ersten Tochter bin ich dann, obwohl ich einen überaus einfühlsamen Chef hatte, der mich sehr unterstützt hat, zu Hause geblieben. Zum einen, weil es mir bei der Behörde – es ging damals bei den Behörden noch sehr entspannt zu – einfach sehr langweilig war und zum anderen aber auch, weil mein Mann damals nicht wollte, dass ich weiter arbeiten gehe.

1979 haben wir dann mein Elternhaus zur Hälfte übernommen und jahrelang umgebaut, was mich in der damaligen Hochzinsphase manchmal schwer belastet hat. Trotzdem bekamen wir noch drei weitere Kinder, die wiederum mit ihren Familien bis heute eine sehr große Rolle in meinem Leben spielen. In der Kindererziehungszeit habe ich mit ehrenamtlichen Tätigkeiten in Schule und Verein begonnen. Bis heute bin ich dem TV Lahr ehrenamtlich verbunden.

Sehr geprägt haben mich die Erfahrungen von Krankheit und Tod von Familienmitgliedern. So starben mein Vater 1990, meine Schwester 1999 und mein Mann 2008 nach langer Krankheit und häuslicher Pflege bei uns im Haus. Nur meine Mutter verstarb 2006 im Krankenhaus, was ich bis heute als Fehler empfinde. Wir hätten sie bei uns zu Hause lassen sollen.

1997/98 habe ich gegen den Willen meines Mannes einen Kurs zum beruflichen Wieder-



Elternhaus der Verfasserin in Lahr, Werderstraße, Bildmitte (Foto: privat)

estieg über die Volkshochschule und das Arbeitsamt gemacht. Im Anschluss daran habe ich nach dem Tod meiner Schwester elf Jahre in zwei Tierarztpraxen gearbeitet. Mittlerweile bin ich seit neun Jahren bei der Diakonie im ambulanten Pflegedienst tätig.

Emotional bin ich mit dem Haus und vor allem dem Garten stark verbunden. Ich liebe meine gewohnte Umgebung, viele meiner Freunde leben hier und kennen mich schon zum Teil seit der Kindheit. Auch in der Stadt gibt es noch viele vertraute Orte und Plätze, die mit Erinnerungen verbunden sind. Heimat ist sehr wichtig für mich, ich schätze die Nähe zu Rhein und Schwarzwald und die damit verbundene Lebensart. Wichtig finde ich auch, dass die Mundart als Ausdruck der Heimatverbundenheit gepflegt wird, auch wenn ich selbst kein »Lohrerditsch«, sondern lediglich eingefärbt »badisch« spreche, da das bei uns zu Hause nicht gepflegt wurde.

Obwohl ich fast immer am gleichen Ort gelebt habe, gab es immer große Veränderungen durch gesellschaftliche Umstände, die die Stadt Lahr stark geprägt haben. Deutliche Einschnitte waren der Abzug der immer sehr eleganten Franzosen. Damals gab es zum Beispiel sehr viele Frisörläden, da sie immer viel zum Frisör gegangen sind. Die nachfolgenden

Kanadier haben dagegen viel mehr für Essen und Trinken ausgegeben.

Nach deren Abzug am Beginn der 1990er-Jahre kamen sehr viele Spätaussiedler in die frei gewordenen Wohnungen, was das Leben in der Stadt bis heute prägt. Das spüre ich besonders in meiner beruflichen Tätigkeit bei der Diakonie, bei der ich mit vielen älteren Menschen, die in der damaligen Sowjetunion geboren sind, in Kontakt komme. Sie waren immer sehr fleißig und haben auf ein eigenes Haus gespart, haben einen sehr stark ausgeprägten Familiensinn und sind häufig sehr religiös und der Kirche verbunden.

Wichtig im Leben war mir immer und ist es bis heute, dass es den Kindern und ihren Familien gut gehen soll – egal, wo sie leben – und dass ich auch versuche, durch regelmäßige Besuche, an ihrem Leben teilzuhaben. Dabei beschränkt sich meine Freude am Leben aber nicht nur auf die Menschen, sondern ich liebe es auch, wenn ich sehe, dass es den Tieren gut geht und es noch eine intakte Natur gibt.

## Maria Lauber aus Donaueschingen

### Wurzeln und Flügel

Begonnen habe ich als »rasende Reporterin« bei der Badischen Zeitung, schon als Schülerin in meiner Heimatstadt Donaueschingen, genau dort. Das war spannend, denn einerseits ist meine Familie auf der Baar sehr verwurzelt, meine Urgroßeltern sind aus dem Umland nach Donaueschingen gekommen, um es »zu etwas zu bringen«: Meine Urgroßmutter, »d' Schmidde Olive«, Olivia Vetter aus Riedböhringen, und mein Urgroßvater aus Oberbaldingen, waren dann auch nach



Maria Lauber (Foto: Jörg Stein)

dem großen Stadtbrand von 1908, die ersten, die ihr Haus hinter dem Rathaus wieder aufgebaut hatten. Andererseits ermöglichte mir diese Rolle plötzlich eine ungewohnte Außenperspektive.

Später bin ich zum Institut für Demoskopie Allensbach und konnte noch mit Elisabeth Noelle-Neumann zusammenarbeiten. Gewohnt habe ich auf der Insel Reichenau mit Blick auf die Schweiz. Jetzt kann ich diese beiden Berufserfahrungen als Dozentin am Departement für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung der Universität Fribourg in der Schweiz wissenschaftlich vereinen.

In Bezug auf »Heimat« sind für mich zwei Ansätze besonders stimmig: frei nach Goethe sollten Kinder Wurzeln und Flügel haben und nach Wittgenstein »die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt«. Ich bin im Eschinger Dialekt verwurzelt und mag Regionen, in denen mehrere Dialekte und Sprachen nebeneinander existieren, da bin



Augustin Kardinal Bea besucht die alte Heimat, und ich darf seinen Kardinalsring bewundern. Ich weiß noch, wie groß und schwer ich den Ring fand. Augustin Bea; dessen Sekretär Stjepan Schmidt, SJ; Maria Lauber auf dem Arm von Mutter Sabine mit Tante Annelis Lauber (v. links n. rechts)  
(Foto: privat)

ich in Fribourg richtig. Meine »Flügel« haben mich nach Rom getragen (Radio Vatikan); nach ganz Italien, wo ich beruflich forsche und auch sehr gerne meine Ferien verbringe.

Mein Großvater mütterlicherseits war Lateinlehrer am Fürstenberg-Gymnasium in Donaueschingen und hat mir seine Begeisterung weitergegeben. Mir gefällt die Logik dieser Sprache, zugleich hatte ich das Gefühl, Latein wird mir helfen, weitere Sprachen zu lernen. Das hat bei Italienisch super geklappt, bei Französisch so einigermaßen. Ich freue mich sehr, dass mein Sohn, wie schon meine Mutter und mein Bruder, auch dieser Tradition folgt. Im Sinne der Grenzerweiterung sind auch Dialekte eine Bereicherung. Wenn ich bei jemandem eine Baaremer Färbung erkenne, fühl' ich mich sofort besonders verbunden, gleichzeitig bietet der Baaremer Dialekt einen fließenden Übergang zum Schweizer Alemannisch.

Für mich erstreckt sich Heimat also über »mein« Dreiländereck: Es beginnt im Osten am See, wo wir in meiner Kindheit meinen Onkel besuchten, in dessen Pfarrgarten in Hindelwangen die Tomaten einfach so im

Freien reiften, und wo die Insel Reichenau im Gnadensee liegt; über Donaueschingen, wo ich noch Familie und Freunde habe und der Fasnetumzug am Haus entlang führt. Die zweite Ecke liegt im Westen bei Strasbourg, wo ich Lectrice an der Uni war, und die dritte Ecke zieht sich in die Schweiz, wo ich Lektorin bin, mein Lörracher Opa vor dem Krieg tätig war und die Gotte meines Sohnes wohnt.

Mir gefällt auch die Phantasie, dass vor circa zwei Jahrtausenden potentielle Ahnen dieses Gebiet durchmessen haben und von Argentorate, dem späteren Strasbourg, oder von Vindonissa in der heutigen Schweiz nach Brigobanne auf die Baar hochgezogen sind und sich ausgetauscht haben.

Mittendrin Freiburg, Zähringergründung wie das Schweizer Pendant, für mich das Herz Südbadens. Hier sind meine Mutter und mein Sohn geboren, hier habe ich als Kind schon im Münster gesungen, wo später mein Sohn getauft worden ist; hier leben Menschen, die es genießen, lokale Produkte zu essen und zu trinken, und auch mal »Fünfe grade sein lassen«; wo ich auf dem Münsterplatz und auf dem Stühlinger Markt eine tolle Auswahl an Bioprodukten finde, darunter sogar spezielle italienische Gemüsesorten, die in der Region angebaut werden wie Puntarelle (Vulkanspargel). Ich kann die Wärme nutzen und scharfe Chilis aussäen und gleichzeitig hoch nach Schwärzenbach fahren und im Tiefschnee herumstapfen.

Was wichtige Momente im Leben angeht, denke ich, sind im Prinzip die meisten Menschen gleich, es ist immer etwas mit Liebe, Geburten oder ggf. auch mit der Chance, jemanden bei einem möglichst friedlichen Sterben begleiten zu können, wie wir es gerade bei meinem Vater vermocht haben. Ich versuche zudem, mal mit mehr, mal mit weniger Erfolg, jedem Moment die Chance zu geben, ein

besonderer zu werden. Ich habe es genossen, mit meinem Sohn die Welt nochmal neu zu entdecken und zugleich an der Donaueschinger »Riviera« in den Wiesen herumtollen zu können, wo nicht nur ich, sondern auch schon seine Uroma das Laufen gelernt hat.

Man kann ja diese Momente nicht wirklich planen und nicht wiederholen, so bin ich wegen eines Treffens der ARD-Journalistinnen am 9. November 1989 zufällig in Berlin als sich die Grenzen öffnen und mir plötzlich völlig fremde Menschen in den Armen liegen. Oder ich stehe auf dem Petersplatz und die durchdringenden Klänge des Campanone verkünden exakt an meinem 40. Geburtstag einen neuen Papst.

Über meine Riedböhringer Urgroßmutter sind wir mit Augustin Kardinal Bea verwandt, der eines meiner Vorbilder darstellt, beherrschte er doch zahlreiche Sprachen, schätzte seinen Dialekt und seine Baarer Heimat und wirkte weltoffen zwischen Rom und Japan wie zwischen den Religionen. Obwohl ich noch recht klein war, kann ich mich gut daran erinnern, wie liebenswürdig er mir begegnet ist. Auf jeden Fall weitergeben möchte ich die Begeisterung für Bildung, für Wissen an sich, für neue Erkenntnisse, für ein Denken jenseits starrer Kategorien; ein weiteres Vorbild ist mir dabei unser früherer Institutsleiter an der Uni Fribourg Louis Bosshart mit seinem überspringenden Enthusiasmus und seiner Menschenliebe.

### Isabel Raach aus Freiburg-St. Georgen

Mein Name ist Isabel Raach, ich bin 22 Jahre alt und komme aus Freiburg. Aktuell befinde ich mich im 5. Semester meines Grundschullehramtsstudiums an der Pädagogischen



Isabel Raach (l.) mit Großmutter  
und Schwester (Foto: privat)

Hochschule Freiburg. Seit Mitte März hat mein Integriertes Semesterpraktikum begonnen, und ich werde die Zeit bis zu den Sommerferien in der Schwarzenbergschule in Waldkirch verbringen und selbst erste Unterrichtsversuche unter Anleitung starten.

Ich bin in Freiburg geboren und wohne seit meiner Geburt in St. Georgen, das für mich so ein bisschen das Dorf in der Stadt ist. Man ist innerhalb kürzester Zeit in den Reben am Schönberg oder im Wald und braucht aber trotzdem nicht lange, um mit dem Fahrrad oder der Straßenbahn in die Innenstadt zu gelangen. Meine Mutter kommt aus Kandern und meine Familie väterlicherseits kommt von der Schwäbischen Alb. Da meine Oma mütterlicherseits Schweizerin ist, haben auch ich und meine Schwester die Schweizer Staatsbürgerschaft zusätzlich zur deutschen.

In St. Georgen bin ich in den Kindergarten, zur Grundschule und schließlich auch auf das Theodor-Heuss-Gymnasium gegangen, was bedeutete, dass alles leicht zu Fuß zu erreichen war und ich auch die Mittagspausen problemlos zu Hause verbringen konnte und nicht auf die Mensa oder die umliegenden Bäckereien angewiesen war. Schon früh wusste

ich, dass mir die Arbeit mit Kindern sehr viel Spaß bereitet, und schon mit 18 hatte ich Erfahrung in der Betreuung jeder Altersgruppe – von kleinen Babys bis hin zu Sechzehnjährigen. Deshalb lag es auf der Hand, dass ich auch nach der Schule gerne mit Kindern arbeiten wollte. Zwar war das Ziel Grundschullehrerin zu werden im Grunde schon festgelegt, allerdings wollte ich nicht direkt nach dem Abitur mit dem Studium beginnen, weshalb ich mich zunächst für ein Freiwilliges Soziales Jahr in einem Kindergarten entschied. Wie erwartet, hatte ich in dem Jahr eine Menge Spaß und konnte viele neue Erfahrungen sammeln, deshalb dachte ich schon früh darüber nach, das Jahr zu verlängern. Schließlich konnte ich in Absprache mit der Kita-Leitung noch ein halbes Jahr länger bleiben, wodurch ich die Möglichkeit hatte, mitzubekommen, wie sich die Struktur innerhalb der Gruppe verändert, wenn Kinder ins schulfähige Alter kommen und damit die Ältesten werden und gleichzeitig neue Kinder eingewöhnt werden. Nach Ende meines FSJ im März 2017 begann ich dann zum Sommersemester mein Studium an der Pädagogischen Hochschule.

Seit meinem 16. Geburtstag bin ich in der Jugendarbeit aktiv. Weil ich schon von meiner Kindheit an in die wöchentliche Gruppenstunde gegangen bin und dann irgendwann auch mit auf das Sommerlager gefahren bin, wurde ich 2012 in die Leiterrunde der KJG St. Peter und Paul eingeladen. Die KJG bedeutet für mich auf jeden Fall einen großen Teil meines Lebens, weil ich mittlerweile seit 13 Jahren dabei bin. Aber vor allem die Zeit in der Leiterrunde spielt eine große Rolle. In erster Linie wächst man natürlich als Gruppe zusammen, so dass ich die Leiterrunde quasi als meine zweite Familie bezeichnen kann. Durch die vielen Aktionen und Planungstreffen verbringt man natürlich auch viel

Zeit miteinander und lernt sich immer besser kennen. Trotz der großen Altersunterschiede (15–23) verstehen sich in der Regel alle ziemlich gut. Wie viele Stunden ich in meine Leiterrundenzeit bisher insgesamt investiert habe, kann ich nicht sagen und wahrscheinlich will ich das auch gar nicht so genau wissen. Es ist jedenfalls sehr viel. Alle 2 Wochen treffen wir uns als gesamte Leiterrunde zur Besprechung, was aktuell anfällt und was alles so geklärt werden muss. Seit vielen Jahren mache ich wöchentlich 2 Gruppenstunden (unsere Gruppen sind nach Jahrgängen und Geschlechtern getrennt), in denen mit den Kindern sehr viel gespielt, geredet, gelegentlich auch gebastelt oder gebacken wird. Dazu kommen zahlreiche Jahresaktionen für die Kinder, unter anderem Filmeabend, Casinoabend und vieles mehr. Unser jährliches Großprojekt ist aber das Sommerlager, welches wir für Kinder zwischen 8 und 15 in zwei aufeinanderfolgenden Lagern veranstalten. Schon im Januar wird mit der Vorbereitung für das Lager im August gestartet und vor allem die 3 Tage vor dem Lager, in denen eingekauft, besprochen und die letzten Programmpunkte, sowie Regenprogramm geplant wird, sind sehr zeitintensiv. Auch die Verantwortung, die wir dann 11 Tage am Stück auf dem Lager für 50 Kinder tragen, wurde mir erst im Lauf der Zeit so richtig bewusst. Natürlich investiere ich nur deshalb so viel Zeit in die KJG, weil die Arbeit mit den Kindern und natürlich auch die Zusammenarbeit mit den anderen Leitern sehr viel Spaß macht. Außerdem finde ich es toll, als junger Mensch so selbstbestimmt arbeiten zu können, man kann seine Ideen einbringen und lernt dabei Stück für Stück, was man beim Planen und Durchführen beachten muss. In der KJG habe ich viel gelernt und sie hat mich ein Stück weit auch zu dem Menschen gemacht, der ich heute bin.

In meiner Freizeit lese ich sehr gerne, deshalb habe ich in meinem Zimmer mittlerweile so viele Bücher angesammelt, dass ich meine eigene Bibliothek eröffnen könnte. Neben Studium und KJG verdiene ich mir noch etwas Geld durch Babysitten. Auch hier habe ich wieder die Arbeit mit Kindern, die mir so viel Spaß bereitet und so kann ich mit vielen Kindern, die ich bereits aus meinem FSJ in der Kita kenne, in Kontakt bleiben.

Da ich noch daheim wohne, sehe ich meine Eltern sowie meine Schwester so gut wie jeden Tag und meine letzte lebende Oma wohnt ebenfalls in St. Georgen, allerdings sehen wir uns trotz der räumlichen Nähe viel zu selten. Auch zwei der Geschwister meines Vaters wohnen mit ihren Kindern in St. Georgen bzw. nahe Freiburg. Die drei Geschwister meiner Mutter wohnen alle, ca. 50 Minuten mit dem Auto entfernt, südlich von Freiburg.

Meine Mutter spricht zuhause alemannisch, besonders stark wird dieser Dialekt aber nur, wenn sie mit ihren Geschwistern zusammen ist. Ich selbst spreche keinen so starken Dialekt, allerdings gibt es einzelne Wörter wie »isch«, die immer mal wieder in meinem Sprachgebrauch vorkommen. Auch Artikel wie »nen« statt »ein« benutze ich ab und zu, was meiner Anleiterin im Praktikum in der Schule bei meinen ersten eigenen Stunden aufgefallen ist. Ansonsten benutze ich in meiner Sprache natürlich viele Wörter und Ausdrücke, die typisch badisch sind, wie beispielsweise »Brägele« oder »Heb das mal«. Viele Jahre lang hatte ich auch Probleme mit der Unterscheidung der Wörter »als« und »wie«, mittlerweile korrigiere ich aber meine Eltern, wenn sie die Wörter wechseln. Bei Familientreffen in der Schweiz kann meine Mutter mitunter auch sehr ins Schwyzerdütsch rutschen, was sonst eigentlich nie vorkommt. Als kleines Kind hatte ich bei diesen Familientreffen immer große Schwie-

rigkeiten, weil ich meine Schweizer Verwandten und die Kinder dort nie verstanden habe. Inzwischen klappt das so gut wie ohne Probleme, nur selbst sprechen kann ich nur einen Satz. Der alemannische Dialekt ist für mich jedoch auch nicht so ganz logisch, viele Wörter kommen mir vor, als würde man sie wie Vokabeln lernen müssen und gerade bei Vokalen ist mir bei vielen Wörtern sehr unklar, wie diese jetzt auszusprechen wären, weil scheinbar einfach kein System dahinter zu stecken scheint. Ein Beispiel wäre, dass das Wort »Apfel« zu »Öpfel« wird, aber »April« wird nicht zu »Öpril«. Oder besonders wahnsinnig machen mich auch die Wörter für »Bauch« (»Buch«) und Buch (»Buech«), bei denen ich nicht einmal im Stande bin die richtige Lautierung zu produzieren. Trotz unzähliger Versuche, meiner Schwester und mir, Regelmäßigkeiten im Dialekt zu finden, mussten wir letztendlich immer wieder resignieren. Aber Unterschiede innerhalb des Dialekts gibt es natürlich auch schon zwischen zwei benachbarten Orten und die Hauptsache ist, dass wir verstehen, was gesagt wird. Beim Sprechen von Mundart wird es bei mir bei den einzelnen Wörtern und Ausdrücken bleiben, was es für mich aber auch im Hinblick auf meinen Beruf einfacher macht, weil ich mich dann nicht ganz so stark darum bemühen muss, im Unterricht Hochdeutsch zu sprechen.

An meinem Wohnort schätze ich die Nähe zur Natur, wenn man einen kleinen Spaziergang macht, ist man sofort mitten in den Reben und hat einen wunderschönen Ausblick über die Stadt. Man kann sich auch ein Buch mitnehmen und einen schönen Platz zum Lesen suchen. Als Kind war auch das nahegelegene Freibad super, in dem ich im Sommer nahezu jeden Tag verbrachte. Generell hat man in St. Georgen das Gefühl, abseits der Stadt und nahe an der Natur zu leben und hat

trotzdem alles, was man im alltäglichen Leben benötigt und ist innerhalb kürzester Zeit in der Innenstadt mit all ihren Geschäften.

In meinem Leben wichtig sind mir vor allem meine Familie und Freunde. Auch die KJG hat bis jetzt einen hohen Stellenwert, weshalb mir der kommende Ausstieg aus der Leiterrunde auch nicht leicht fallen wird. Zudem plane ich gerne, was mir eine gewisse Sicherheit gibt und bin deshalb manchmal auch etwas über-rumpelt, wenn Pläne plötzlich geändert werden. Generell mag ich Zahlen und Statistiken sehr gerne, weshalb ich zu allen erdenklichen Themen Listen anlege, die größtenteils vermutlich nicht nötig sind, weshalb sich vor allem meine Schwester mitunter über mich lustig macht. Ein gesellschaftlicher Wert, der mir auch noch sehr wichtig ist, ist Zuverlässigkeit. Mir ist es sehr wichtig, dass Menschen sich an Absprachen halten, beziehungsweise rechtzeitig Bescheid geben, falls sie diese Absprachen doch nicht einhalten können.



Unterwegs mit der KJG (Foto: privat)

Heimat bedeutet für mich der Ort, an dem ich aufgewachsen bin, an dem die Menschen sind, die mir wichtig sind, aber auch ein Ort, an dem ich mich auskenne, der mir vertraut ist. Dieser Ort ist für mich aktuell eindeutig Freiburg, weil ich bisher nie an einem anderen Ort gelebt habe und es in der näheren Zukunft auch nicht vorhabe. Allerdings glaube ich, dass auch ein anderer Ort für mich zur Heimat werden könnte, wenn ich dort für längere Zeit leben würde.

Ein Brauch, der mir sehr ans Herz gewachsen ist, ist die Fasnet. Ich finde es toll, dass St. Georgen bis heute einen eigenen Fasnetsumzug hat und ich bin jedes Jahr aufs Neue fasziniert von den verschiedenen Häs und den kunstvoll geschnitzten Larven. Der schmutzige Dunschdig mit der Fasnetsausgrabungsparty ist auch jedes Jahr aufs Neue Treffpunkt für halb St. Georgen. Dieses Jahr war ich auch das erste Mal seit vielen Jahren beim Scheibenschlagen der Rebläuse zum Abschluss der Fasnachtszeit. Als ein weiteres Event im Jahresverlauf, bei dem ganz St. Georgen und viele Menschen darüber hinaus zusammen kommen ist sicher auch das Weinfest, bei dem fast jede St. Georgener Gruppierung mit einem eigenen Stand vertreten ist. Außerhalb von Sitten und Gebräuchen der Region gibt es natürlich auch noch den SC Freiburg, der zu unserer Stadt dazugehört. Falls ich nicht anderweitig beschäftigt bin, verfolge ich jedes Spiel im Radio oder zumindest im Liveticker. Früher war ich auch öfter im Stadion, aber leider nun schon eine ganze Weile nicht mehr.

### Johanna Regnath aus Freiburg

Mein Name ist Johanna Regnath und ich bin 51 Jahre alt. Bevor ich als Geschäftsführerin des Alemannischen Instituts nach Freiburg

kam, lebte ich 25 Jahre lang in Tübingen. Ich bin verheiratet und wohne in Müllheim.

### Herkunft

Ich bin in Eichstätt geboren, also dort, wo Oberbayern und Mittelfranken aneinanderstoßen. Dem Dialekt meines Großvaters hörte man es noch an, dass es sich auch sprachlich um eine Grenzregion handelt, zwischen Bayern, Franken und Schwaben. Inzwischen hat sich die Sprache dort immer mehr ans Oberbayrische angenähert.

### Werdegang

Ich habe in Würzburg, Tübingen und Pisa die Fächer Geschichte, Deutsch und Italienisch studiert. Nach dem Examen und parallel zur Doktorarbeit war ich zehn Jahre lang freiberuflich tätig, unter anderem für die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart und das Landesarchiv Baden-Württemberg. Seit meinem Studienjahr in Pisa hat mich fasziniert, welche Spuren Geschichte im Raum hinterlässt. Es gab dort eine wunderbare Professorin für mittelalterliche Geschichte, die mit uns Studierenden immer durch die Altstadt ging und uns dort die Überreste der Spätantike gezeigt hat. Es war nach dieser Erfahrung nicht wirklich überraschend, dass ich – zurück in Tübingen – bei meinem späteren Doktorvater Sönke Lorenz im Institut für Landeskunde und historische Hilfswissenschaften gelandet bin. Meine Forschungsschwerpunkte wurden Wirtschafts- und Agrargeschichte sowie Landesgeschichte. Auch frauengeschichtliche Themen haben mich immer beschäftigt.

Mit dem Titel meiner Doktorarbeit »Das Schwein im Wald« ernte ich in den allermeis-



Johanna Regnath (Foto: privat)

ten Fällen erst Erstaunen und dann ein Lachen. In meinem Buch geht es darum, dass die Menschen früher ihre Hausschweine mit Eicheln und Bucheckern für den Winter gemästet haben, und ich habe an diesem Thema extrem viel über die Denkweisen und die gesellschaftlichen Zusammenhänge in der Frühen Neuzeit gelernt. Und nebenbei: Wenn man sich einmal auf das »Fremde« im Denken unserer Vorfahren eingelassen hat, dann sieht man auch heute manches viel gelassener.

### Gab es einschneidende Ereignisse in Ihrem Leben?

2011 hatten wir auf dem Weg in den Urlaub in Frankreich einen Autounfall. Einem Fahrer war auf der Nationalstraße ein Reifen geplatzt, sein Wagen geriet ins Schleudern und stieß mit unserem Wohnwagen zusammen. Damit begannen auch wir zu schleudern. Die Fahrzeuge hatten am Ende sämtlich Totalschäden, aber wir blieben alle unverletzt. Es ist mir bis heute unerklärlich, wieso nicht auch die beiden Autos zusammenstießen. Das eine Wunder war, dass wir überlebt hatten. Aber das zweite Wunder war, welche unglaubliche Hilfe

und Unterstützung wir im Anschluss daran bekamen. Wir fuhrten nämlich zwei Tage später mit dem Mut der Überlebenden und nur mit einem Mietwagen – ohne Wohnwagen – doch noch auf den ursprünglich geplanten Campingplatz – und siehe da: Es wurde alles gut! Mit den Menschen, die wir damals kennengelernt haben, sind wir bis heute befreundet.

### Berufliche Tätigkeit ■

Wenn man Geschichte studiert und nicht Lehrerin und nicht Archivarin wird – was wird man dann? Ich habe als Geschäftsführerin des Alemannischen Instituts Freiburg e. V. für mich eine ideale Kombination aus wissenschaftlicher Arbeit, Netzwerken, öffentlichen Veranstaltungen und Verwaltung gefunden. Ja, tatsächlich, ich kann auch Verwaltung und Finanzen etwas abgewinnen. Wenn das nicht funktioniert, dann funktioniert nämlich der ganze Rest auch nicht, er kann so gut sein wie er will.

Ehrenamtlich bin seit vielen Jahren bei Frauen & Geschichte Baden-Württemberg e. V. engagiert. Nebenbei noch weitere Veranstaltungen zu stemmen ist manchmal anstrengend, aber meine Kolleginnen dort sind ein steter Quell der Inspiration und des Vergnügens.

### **Was schätzen Sie an Ihrem Wohnort, ihrer Umgebung in hohem Maße?**

Ich liebe Freiburg, weil es für mich eine perfekte Mischung aus Großstadt und Dorf ist. Wenn ich vor unserem Institut auf die Straße gehe, treffe ich oft jemanden, den ich kenne. Und man spürt der Stadt ihre Vergangenheit an, als Grenzstadt zu Frankreich, als »Außenposten« des katholisch geprägten Habsburger

Reiches. Das alles hat auf sympathische Weise seine Spuren hinterlassen. Mein Wohnort Müllheim ist viel ruhiger, wir haben wunderbare Nachbarn, ich kann in unserem Garten mit meinen bloßen Händen in der Erde graben und bin in fünf Minuten mit den Hunden draußen in der Natur. Ich habe alles.

### **Was ist Ihnen wichtig im Leben?**

Ich liebe es, etwas zu gestalten. Ob das ein interessantes Thema ist, aus dem ein schönes Buch wird, ob es darum geht, ein altes Haus umzubauen, mit Stoff künstlerisch zu arbeiten oder ob ich Menschen dazu animieren kann, aus gemeinsamen Interessen ein Projekt zu entwickeln, das macht gar keinen so großen Unterschied. Mich fasziniert der Prozess, in dem etwas Gestalt annimmt und das Glück, wenn es fertig ist.

### **Haben Sie verwandtschaftliche Beziehung an Ihrem Wohnort und seiner Umgebung?**

Wenige: Meine Schwiegermutter ist im Nachbarort im Seniorenheim.

### **Sprechen Sie manchmal Dialekt? Vielleicht immer?**

Ich spreche im Normalfall das, was man in Bayern »gehobene Mundart« nennt. Das enthält eine angenehme Bandbreite zwischen mehr und weniger Dialektfärbung, die man zur Not auch während eines Gesprächs anpassen kann.

### **Was bedeutet für Sie »Heimat«?**

Heimat ist dort, wo mir das Herz aufgeht. Die Orte, an denen ich gelebt habe und die mir ein Stück Heimat wurden, liegen zwischen dem Main im Norden und dem Arno in der Toskana. Was es dann genau ist, hängt immer an einer Erinnerung: Ein Geruch, ein Wort, ein Geschmack, ein Gefühl ... Im Lauf der Jahre

mischt sich immer mehr Heimweh unter die Heimatgefühle, Heimweh nach Menschen, die nicht mehr leben oder nach Geschmäckern, die es so nicht mehr gibt, wie nach dem Brot meiner Großmutter.

### **Sind Ihnen besondere Sitten, Gebräuche oder die Lebensart ihrer Gegend ans Herz gewachsen?**

Die Menschen hier schätzen gutes Essen und guten Wein. Und wissen, dass man am Ende genauso weit kommt, auch wenn man es langsamer angehen lässt. Das ist Lebenskunst.

### **Ursula Speckamp aus Freiburg**

#### **Mein Weg nach Baden und in die »Badische Heimat«**

Als ich, nach dem Abitur in Braunschweig Juni 1967, das Studium der katholischen Theologie, Philosophie, Romanistik und Germanistik in Freiburg i. Br. zum Wintersemester 1967/68 begonnen hatte, wusste ich schon bald: Hier gehe ich nicht mehr weg! Ich erinnere mich gut, wo ich diesen Gedanken, diesen Willen hatte: es war an der Haltestelle Holzmarkt, ich wartete auf die Straßenbahn nach Günterstal. Eine meine Lehrerinnen in Braunschweig hatte Verbindungen nach St. Lioba, dem von den Benediktinerinnen der Hl. Lioba in Günterstal unterhaltenen Studentinnenheim neben dem Kloster, zwischen Wald und Riedbergstrasse gelegen.

Durch ihre Vermittlung wählte ich für den Beginn des Studiums dieses Domizil, wo ich gerne drei Jahre blieb, bis mein einjähriger Aufenthalt als »assistante d'allemand« in Gray – nicht sehr weit von Besançon – diese Zeit beendete. Bald nach der Rückkehr wieder Günterstal, das mir ans Herz gewachsen war. Fast



Kloster St. Lioba, Freiburg-Günterstal, ehemaliges Studentinnenheim, heute »Haus St. Benedikt« (Aus einem Klosterprospekt, freundliche Abdruckgenehmigung)

drei Jahrzehnte wohnte ich im Haus von Frau Lore Trautz, geb. Großjohann, in der Schaulandstr. 87. Seit Mitte der 1960er-Jahre bewohnte das Ehepaar Trautz die »Beletage« des stattlichen Baus, den die Mutter von Frau Trautz nach dem Tode ihres Mannes mit Geld aus ihrer Witwenversorgung in den 1920er-Jahren erworben hatte. Beide Eltern von Frau Trautz stammten aus Triberg. Als Reichsbankbeamter hatte der Vater eine Stelle in Bayern (München?) inne. Nach seinem frühen Tod zogen Mutter und Tochter nach Freiburg, wo die Mutter das besagte Haus kaufte, an dem auch die Tochter noch abzubezahlen hatte. Ihre Jugend verbrachte Lore Trautz in Freiburg. Sie besuchte das Goethe-Gymnasium, machte dort das Abitur und machte anschließend eine Ausbildung zur Fürsorgerin. Nach dem Krieg, inzwischen Mittdreißigerin, heiratete sie Dr. Werner Trautz, der zuletzt eine Stelle im Belser-Verlag in Stuttgart bekleidete. Mit Beginn seines Ruhestandes wechselte das Ehepaar ins eigene Haus nach Freiburg.

Auch Werner Trautz war Badener, Sohn eines Pfarrers in Oberbaldingen auf der Baar. Als die Kinder des Pfarrers älter wurden, versetzte die Kirchenleitung Pfarrer Trautz nach Huchenfeld bei Pforzheim. Von dort aus



Die Verfasserin im Günterstaler Wald, um 1973.  
Die Nähe des Waldes machte es immer leicht,  
die Schreibtischarbeit zu unterbrechen und  
einen Spaziergang einzulegen. (Foto: privat)

konnten die Kinder weiterführende Schulen besuchen – zu Fuß hin und zurück rund zwei Stunden täglich. Werner Trautz erzählte gerne aus seiner Jugend- und Studienzeit. Manches ist mir lebhaft gegenwärtig, etwa dies, dass er als Freiburger Student mit einem Bußgeld bestraft wurde, weil er zur späten Abendstunde pfeifend durch die Herrenstraße gegangen war. Beide »Trautze« waren mit ihrer Heimat tief verbunden. Sie waren Mitglied im Landesverein Badische Heimat, im Breisgau-Geschichtsverein, im Schwarzwaldverein. Immer wieder nahmen sie an Veranstaltungen der Badischen Heimat und des Breisgau-Geschichtsvereins teil. 1978, mittlerweile Assessorin des Lehramtes und etwas besser bei Kasse als mit dem »Honnefer Modell« (heute »Bafög«) und einem Promotionsstipendium, trat ich – angeregt und wohlvorbereitet durch

## I.

### Ueber den sittlichen Einfluß der Romane.

(Ein Versuch von F. H. v. Wessenberg.)

Der älteste unter den bekannten Romanen ist die liebliche Dichtung des Apulejus \*) von Amor und Psyche; die dem Pinsel eines Raphael und anderer großen Meister so anmuthige Bilder entlockt hat. \*\*) An sie reihen sich freundlich die Erzählungen vom Klitophon und der Leucippe, \*\*\*) von Daphnis und

\*) Aus dem zweyten Jahrhundert der christl. Zeitrechnung.

\*\*) D o i b s Verwandlungen streifen zuweilen in's Romantische; gehören aber doch mehr in's Reich der Märchen und Sagen.

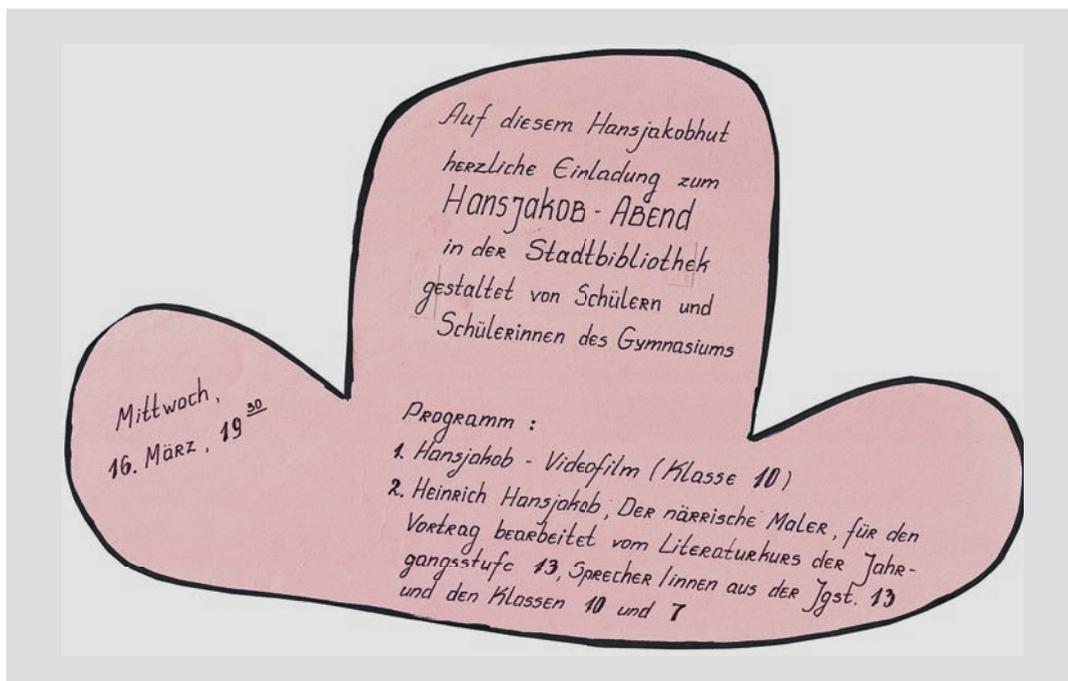
\*\*\*) Von Achilles Latius.

1 \*

Einer der umfangreichen Aufsätze, die Wessenberg im »Archiv für die Pastoralkonferenzen« veröffentlichte (1826/2) (Aus: Archiv für die Pastoralkonferenzen in den Landkapiteln des Bisthums Konstanz, 1862/2, S. 3)

Lore und Werner Trautz – dem Landesverein Badische Heimat bei. In der Baden-Frage waren Lore und Werner Trautz unterschiedlicher Auffassung: Sie hatte für die Eigenständigkeit des Landes Baden gestimmt, er für ein Land »Baden-Württemberg«.

1978, ich war also rund 10 Jahre in Freiburg, kannte ich den Schwarzwald und das Oberrheingebiet schon recht gut. Auf zahlreichen Wanderungen und Ausflügen hatte ich mir die Gegend erschlossen. Einen nicht unbedeutlichen Anteil daran hatte bis zum ersten Staatsexamen auch der Lehrstuhl »Oberrheinische Kirchengeschichte« mit dem »Kirchenmüller« (Prof. Dr. Wolfgang Müller) und seinem Assistenten Dieter Kauß, der zuletzt



Aus der Arbeit in St. Georgen/Schwarzwald (Foto: privat)

unter anderem Leiter des »Vogtsbauernhofs« in Gutach war. Eine der im Rahmen der »Oberrheinischen Kirchengeschichte« unternommenen Exkursionen brachte uns auch in den Heimatort von Dieter Kauß, Ödsbach im Renchtal, wo die kleine Studentengruppe von Mutter Kauß mit Erdbeeren bewirtet wurde. Worum es eigentlich, d. h. wissenschaftlich bei der Exkursion ging, ist mir entfallen; diese Erdbeeren jedenfalls waren der Höhepunkt des Tages. Auch mein Dissertationsthema führte mich weiter ins Badische hinein. Bernhard Casper, damals Professor für Fundamentaltheologie in Augsburg, mir aber von Freiburg her bekannt, kam meinen Interessen entgegen: Ich untersuchte die Beschäftigung/Auseinandersetzung der deutschen katholischen Zeitschriften im 19. Jahrhundert mit Dichtung und schöner Literatur. Die Arbeit lenkte meine Aufmerksamkeit auf den Kon-

stanzer Bistumsverweser Ignaz Heinrich von Wessenberg (1774–1860) und die von ihm herausgegebene Zeitschrift »Archiv für die Pastoral-Konferenzen in den Landkapiteln des Bisthums Konstanz« und auf andere, von ihm allein verfasste Werke. Im Unterschied zu den meisten katholischen Zeitschriften gab das Pastoralarchiv dem Thema Literatur (auch Kunst) viel Raum, denn ein Ziel der Zeitschrift bzw. Wessenbergs – der sich auch selber als Dichter betätigte – war ein umfassend gebildeter Klerus. Als ich nach fünf Jahren Mannheim, wo sich meine erste Lehrerstelle befand, wieder in den Bereich des Oberschulamtes Freiburg wechselte, und zwar nach St. Georgen im Schwarzwald, besuchte ich mehrfach die Wirkungsstätte Wessenbergs in Konstanz, u. a. seine Bibliothek und seine Bildergalerie. Die Bezirksnetz Karte der Bahn, die man damals für einen umfassenden Teil

des mittleren und südlichen Badens erwerben konnte, machte solche Ausflüge – auch das Fahrrad durfte man mitnehmen – möglich. Meine kleine Dachgeschosswohnung im Hause Trautz hatte ich all die Jahre, bis 2002, dem Todesjahr von Frau Trautz, beibehalten. Werner Trautz, 15 Jahre älter als seine Frau, war bereits 1978 gestorben. In St. Georgen wohnte ich nahe der Schule, oberhalb des Stadtkerns, im Hause der Seniorchefin von Uhren-Staiger. Von Freitag bis Montagfrüh und während der Ferien war ich in Freiburg, von dort am Samstag oder Sonntag meist auf einer Wanderung.

In St. Georgen arbeitete ich aus, was ich erst zaghaft in Mannheim begonnen hatte: regionale Themen in den Religionsunterricht einzubeziehen. Da wurden dann Kirchen und Klöster, religiöse Kleinodien, bedeutende Persönlichkeiten, Bräuche im Jahreslauf usw. behandelt, manches auch in Szene gesetzt und aufgeführt. Die damaligen Schulleiter des Gymnasiums St. Georgen, wie es damals noch hieß, zunächst Horst Hecker, gebürtig aus Singen, der mittlerweile voll Stolz auf dem »Scheitel Alemanniens« lebte, danach Reinher Gassert, gebürtiger Pforzheimer, unterstützten diese »badische« Arbeit nach Kräften. 1993, zeitgleich mit meinem Wechsel von St. Georgen ans Scheffel-Gymnasium in Lahr, verabschiedete sich auch Reinher Gassert. Er wurde Schulleiter am Gymnasium Hohenbaden in Baden-Baden, wo einst Leo Wohleb gewirkt hatte. Obwohl ich St. Georgen verließ, um Freiburg näher zu rücken, fiel mir der Abschied, vor allem von den Schülern, doch schwer. Nicht wenige unter ihnen kamen von den Einzelhöfen der Umgebung, waren mit der Landwirtschaft vertraut, mussten auf dem elterlichen Hof mit anpacken. Das waren meist tüchtige, gut »geerdete« Jungen und Mädchen. Eine andere, besondere Gruppe von

Schülern waren Kinder kroatischer Eltern, die in der St. Georgener Industrie tätig waren. Durch ihren Fleiß und ihre Strebsamkeit stachen sie oft besonders heraus.

Zwischen Lahr und Freiburg konnte ich nun täglich pendeln. Die neun am »Scheffel« verbrachten Jahre boten die Möglichkeit, in sog. Hohlstunden oder anderen freien »Zwischenzeiten«, die Stadt und ihre Umgebung kennenzulernen. Vor allem der rebentragende Schutterlindenberg wurde abspaziert. Im Sommer lockte bei gutem Wetter das am Fuße des Schutterlindbergs gelegene wunderbare Terrassenbad zum Durchschwimmen.

Die »regionale« Arbeit im Religionsunterricht setzte ich in Lahr fort; das war umso mehr möglich, als ich, ähnlich wie in St. Georgen, in der Hauptsache Religion unterrichtete. Während der Lahrer Zeit, vor allem dann ab dem Schuljahr 2002/03, das mich ans Theodor-Heuss-Gymnasium nach Freiburg-St. Georgen führte, wandte ich mich verstärkt wieder der wissenschaftlichen Arbeit zu. Nun unterrichtete ich nur noch 16 Stunden wöchentlich, die letzten Jahre 12 Wochenstunden, um mehr Zeit für andere Interessen zu gewinnen. Wenn zwischen schulischen Verpflichtungen Zeit blieb, erkundete ich die Umgebung: die St. Georgener Reben, den Wald des Schönbergs, die Gegend um das Jesuitenschloss – alles zu Fuß von der Schule aus schnell zu erreichen. 2013 wurde ich in den Ruhestand verabschiedet. Gerne hätte ich mit wenigen Wochenstunden weiter unterrichtet, doch war das nicht möglich, weil »kein Bedarf«. Ein Schuljahr mit zwei Wochenstunden wurde dennoch »drangehängt«. Auf Bitten von Schülern, mit der Unterstützung der Schulleiterin und dem Segen des Regierungspräsidiums hielt ich ehrenamtlich noch einen sog. Seminarkurs über »Russische Weltliteratur«, dessen Abschlussnoten fürs Abitur zähl-

ten. Wohl vorbereitet für »Badisches« mache ich mich seit 2016 im Landesverein Badische Heimat zu schaffen.

## Silvia Diana Tătaru aus Freiburg ■

Mein Name ist Silvia Diana Tătaru. Geboren bin ich im Jahre 1977 in der Stadt Piatra Neamț, in der malerischen Provinz Moldau, in Rumänien.

Meine Eltern waren gebildete Menschen: mein Vater war Studienrat, meine Mutter war ebenfalls im Schulwesen als Buchhalterin tätig.

Meine Eltern waren tief gläubige und vor allem praktizierende Christen. Sie haben auch uns – meinen Bruder und mich – christlich erzogen.

Ich habe in der Zeit zwischen 1992 und 1996 das Petru-Rareș-Theoretisches Gymnasium in Piatra Neamț besucht, dann an der Fakultät für Philologie der Alexandru-Ioan-Cuza-Universität in Iași Englisch und Französisch mit Schwerpunkt Theorie und Praxis der Übersetzung studiert.

Im Jahre 2001 erhielt ich ein Erasmus-Stipendium an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. 2008 habe ich an der Freiburger Universität ein weiteres Studium abgeschlossen, das meine Fremdsprachenkenntnisse bereichert hat: Gräzistik mit Schwerpunkt Neugriechisch und Skandinavistik mit Schwerpunkt Norwegisch.

Parallel zum Studium in Freiburg war ich stundenweise als wissenschaftliche Hilfskraft in der Bibliothek der Medizinischen Klinik und in der Bibliothek des Erzbischöflichen Ordinariats Freiburg tätig.

Ich liebe Bücher, und ich lese leidenschaftlich, vor allem die Arbeit in der Welt der Bücher finde ich faszinierend. Zur Ausbildung im bibliothekarischen Bereich habe ich be-

rufsbegleitende Kurse im Rahmen eines Masterstudiengangs an der Humboldt-Universität zu Berlin belegt.

Seit September 2016 arbeite ich ausschließlich in der Erzbischöflichen Bibliothek als Nachfolgerin von Frau Mary Jo Rabe, die nach 41 Dienstjahren in den wohlverdienten Ruhestand gegangen ist.

Frau Rabe habe ich viel zu danken, vor allem für die freundliche und liebenswürdige Hilfsbereitschaft, manche Schwierigkeiten aus dem Weg zu räumen, Lösungen für scheinbar unlösbare Probleme zu suchen und zu finden und nicht zuletzt für interessante Gespräche über alles und die Welt. Die Arbeit in der Bibliothek war mehr oder weniger ihr Lebenswerk, mit dem sie sich identifiziert hat, so dass sie für mich und für andere ihrer Mitarbeiter in dem Ordinariat eine *Institution* geworden und geblieben ist.

Eine Familie habe ich noch nicht gegründet. Die freie Zeit, die mir bleibt, nutze ich für andere Arbeiten in der rumänisch-orthodoxen Kirchengemeinde *Geburt der Mutter Gottes* in der Maria-Schutz-Kirche Freiburg.

Die Gemeinde besteht seit 1946. Gegründet wurde sie von ehemaligen Kriegsflüchtlingen, Angehörigen des rumänischen Heers, Diplomaten, Studenten, Facharbeitern, Intellektuellen, Auswanderern und ist Bestandteil der *Rumänisch-Orthodoxen Kirche in Deutschland e. V.*

Die Gemeindemitglieder gründeten zu der Zeit noch die Rumänische Bibliothek und das Rumänische Institut – ein prächtiges Kulturzentrum, bis heute das größte seiner Art in Deutschland.

Für eine kurze Zeit gabe es in Freiburg auch eine »Rumänische Ergänzungsschule« für Kinder rumänischer Herkunft. Es wurde Rumänisch, Religion, Geschichte, Erdkunde, Musik und Volkstanz unterrichtet.



Soultzmatt im Elsass, 2017:  
Wallfahrt zum Rumänischen Militärfriedhof

Im Oktober 2016 hat die Schule ihre »Tore« für die Kinder der Gemeinde wieder geöffnet. Ich bin für die Gestaltung der Unterrichtsstunden sowie für die gute Organisation der Schule tätig. Der Unterricht findet leider sporadisch und vorläufig in meiner Wohnung statt. Die Schüler haben unterschiedliche Lebensalter und Sprachniveaus, aber ihr Enthusiasmus und ihre Freude sind beeindruckend. Sie haben großes schauspielerisches Talent bei den Theateraufführungen und anderen kulturellen Veranstaltungen in der Kirche und in der Rumänischen Bibliothek erwiesen. Die Kinder nehmen jedes Jahr am ersten Samstag nach Christi Himmelfahrt an unserer traditionellen Wallfahrt (1978 von Pfarrer Popa initiiert) ins Elsass, zum rumänischen Militärfriedhof in Soultzmatt teil, wo 687 rumänische Soldaten, Kriegsgefangene im Ersten Weltkrieg, beerdigt sind. Das ist für sie eine Gelegenheit, eine Seite der rumänischen Geschichte zu lesen und dabei viel zu lernen.

Die Kirchengemeinde steht unter der kanonischen Jurisdiktion der Griechisch-Orthodoxen Metropole von Deutschland, bzw. des Ökumenischen Patriarchates von Konstantinopel.

Die Kirche hat für die in der Fremde lebenden Rumänen eine besondere Bedeutung: Sie verbindet die Gläubigen mit ihrer Heimat, mit ihrer Tradition, mit ihrer Familie; die Kirchengemeinde **ist** ihre Familie. Das Gemeinleben zeichnete sich einst wie heute durch eine rege religiöse und kulturelle Tätigkeit aus.

Ich glaube, dass jeder Mensch, dem wir begegnen, jedes Geschehen in unserem Leben einen Sinn hat. Es gab und es gibt Menschen, die wie Sterne am Himmel meines Lebens »leuchten«. Einer davon war Pfarrer Dumitru Popa († 2004), der Vorsteher der rumänisch-orthodoxen Kirche in Deutschland (1963–2004).

Ich habe seine Bekanntschaft 2001 gemacht. Er zeichnete sich stets durch seinen Dienst an Gott und an dem Nächsten aus. Er und seine Familie waren immer allen aus dem kommunistischen Rumänien entflohenen Rumänen behilflich. Als Priester betreute er Gemeinden in Deutschland, in der Schweiz, in Frankreich, Österreich und Italien und überall dort, wo orthodoxe Exilrumänen lebten und pastorale Assistenz brauchten. Lange Zeit war er der einzige rumänische Priester in ganz Deutschland. Da die Gemeinden unterbemittelt waren und über keine finanziellen Zuwendungen verfügten, musste er unter der Woche als technischer Zeichner arbeiten. Für ihn waren Wochenenden keine Ruhezeiten. Er war unterwegs, sei es in Hamburg, Hannover, Berlin, Bonn, München, Nürnberg etc., da wo die Rumänen eine Bleibe gefunden und sich in Gemeinden organisiert hatten. Er war immer da, wenn die Mitmenschen seine Hilfe brauchten. Er strahlte Liebe, Menschlichkeit, Güte aus. Er ist in meinen Gebeten, in dem Kerzenlicht gegenwärtig, das ich jeden Sonntag bei der Messe für ihn anzünde. Er ist in der Kirche gegenwärtig, in der er die Gottesdienste zelebrierte, der Kirche, die er mehr als sein eigenes Leben geliebt hat.



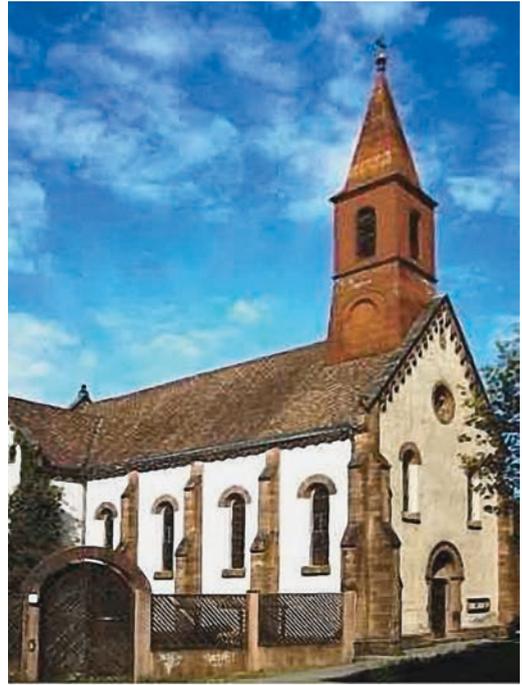
Kirche Maria Schutz Freiburg,  
Blick in den Innenraum

Die Gemeinde wird seit 2004 von Erzpriester Sorin Petcu betreut. Die Gottesdienste werden ausschließlich in rumänischer Sprache (ausgenommen Familiengottesdienste bei Bedarf) in der Kirche *Maria Schutz* in Freiburg, Schützenallee 16, gegenüber vom ehemaligen Französischen Gymnasium gefeiert.

Die *Maria-Schutz-Kirche* ist im Jahre 1885 gebaut worden und steht unter Denkmalschutz. Im Jahre 1979 wurde sie auf Kosten des Katholischen Ordinariats und der Evangelischen Kirche des Landes Baden-Württemberg innen und außen restauriert, mit Heizanlage und mit Ikonostase (die den orthodoxen Kirchen eigentümliche Bilderwand) ausgestattet und anschließend der *Arbeitsgemeinschaft Ostkirchen Freiburg e. V.* zur Nutzung durch die orthodoxen Christen aus Freiburg für gottesdienstliche Zwecke überlassen.

Die Bilderwandikonen (Ikonostase) sind von drei rumänischen Künstlern gemalt: Livia Piso aus Tuscania (Italien), Ion Ipser aus Nürnberg (Deutschland) und Erzdiakon Gabriel Alexandru Sibiescu aus Buzău (Rumänien).

Der katholische Kirchenfonds Maria Hilf in Freiburg (Eigentümerin) hat im Jahr 2016 die *Maria-Schutz-Kirche* an die *Rumänisch-Orthodoxe Kirche in Deutschland e. V.* bzw. an die rumänisch-orthodoxe Kirchengemeinde *Ge-*



Kirche Maria Schutz Freiburg, Blick von außen

*burt der Mutter Gottes* (Freiburg) in Erbpacht als Alleineigentum übertragen. Die Übertragung erfolgte 70 Jahre nach den ersten Gottesdiensten der orthodoxen Rumänen in Freiburg (1946) und 50 Jahre nachdem die rumänische Kirchengemeinde rechtlich konstituiert worden war, unter dem Namen *Rumänisch-Orthodoxe Kirche in Deutschland e. V.* (1966), seit 1953 unter kanonischer Jurisdiktion des Ökumenischen Patriarchates von Konstantinopel.

Anfang des Jahres 2016 wurde der Innenraum des Gebetshauses renoviert und in der Altarapside ein den Regeln der orthodoxen Kirchenbauten entsprechend fester Altartisch aus Stein und Marmor gebaut.

Die Kirche *Maria Schutz* wurde am 10. Juli 2016 von Seiner Exzellenz Bartholomaios von Arianz, Vikar-Bischof der *Griechisch-Orthodoxen Metropole von Deutschland*, im Auftrag Seiner Eminenz Metropolit Augousti-



Die Verfasserin beim »Tag der Kirchen« auf dem Rathausplatz in Freiburg 2016 – Veranstaltung der Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen (ACK)



Weihnachtsfeier in der Maria-Schutz-Kirche Freiburg 2018  
(alle Fotos in diesem Textabschnitt: privat)

nos Labardakis, dem Exarchen des Ökumenischen Patriarchates für Westeuropa nach der orthodoxen Kirchweiheordnung aus dem Byzantinischen Ritus konsekriert.

Im Rahmen der Kirchweihe wurden in den Sockel des heiligen Altartisches zusammen mit Urkunde und Siegel des Ökumenischen Patriarchen Bartholomäus I. heilige Reliquien von drei sowohl in der orthodoxen wie auch in der römisch-katholischen Kirche verehrten Märtyrern eingelegt: Haralambos († 203), mit Gedenktag orthodox und katholisch am 10. Februar, Tryphon († 250), mit Gedenktag orthodox und katholisch am 1. Februar, **Paraskevi von Rom** († 140), mit Gedenktag orthodox 26. Juli, katholisch 13. Oktober, einschließlich der Diptychen (Listen mit Namen der Lebenden und der im rechten Glauben Verstorbenen) der Gemeindemitglieder, die sich um das Wohl und die Standhaftigkeit der rumänisch-orthodoxen Kirchengemeinde *Geburt der Mutter Gottes* aus Freiburg bemüht haben.

Um einen besseren, vollständigen Einblick in die Geschichte der rumänischen Präsenz in Freiburg und Deutschland zu bekommen, kann man die informationsreiche und

schön gestaltete Homepage der Rumänisch-Orthodoxen Kirche in Freiburg einsehen. Es lohnt sich, die vielen und gut dokumentierten Aufsätze zu lesen, weil sie diese lebendige historische Gemeinde darstellt (siehe [www.ortodoxia.de](http://www.ortodoxia.de)).

In der Gemeinde bin ich ebenfalls stark engagiert. Ich singe jeden Sonntag im Gemeindegewand und bin unserem Priester bei vielen Arbeiten (Planung und Abhaltung der Gottesdienste) behilflich.

Das wäre in großen Linien mein bisheriger Werdegang in Rumänien und in Deutschland. Ich denke gerne zurück an die Menschen, die mein Leben durch ihre Loyalität, ihren Glauben, ihre Standhaftigkeit und Ehrlichkeit geprägt haben, Menschen, die für mich wahre Vorbilder sind. All denen möchte ich jederzeit meine Dankbarkeit und meinen Respekt von ganzem Herzen aussprechen.

## Eva-Maria Schüle aus Freiburg

### Herkunft

Eva-Maria Schüle wurde 1960 als Älteste von fünf Kindern in Freiburg geboren. Ihr Vater und Großvater waren Förster und so beginnt – quasi schon mit der Kindheit – ihre Verbun-



Eva-Maria Schüle (Foto: Christine Kalkhof)

denheit zur ehemaligen Freiburger Kartause; denn aufgewachsen ist sie im benachbarten Forsthaus.

### Werdegang

Nach dem Schulbesuch, zuerst in Littenweiler, dann auf dem Berthold-Gymnasium mit den Fächern Latein und Griechisch im Abitur, stellte sich die Frage »Was will ich werden?« Beim Blick auf ein Kornfeld im Dreisamtal entstand bei Frau Schüle der Wunsch, sich mit »dem Land« zu beschäftigen. Wobei sie, wie sie sagt, zunächst keine Ahnung hatte, wie sie dies machen wollte. Sie entscheidet sich dann für eine Ausbildung in der Landwirtschaft. Eva-Maria Schüle erzählt lächelnd,

dass sie einen »Männerberuf« wollte. Als Alternative wäre auch Maschinenbau oder Nautik in Frage gekommen, alles vielfältige Berufe. Der Lehre in Grafenhausen bei Kappel und im Glottertal schließt sich ein Studium der »Allgemeinen Agrarwissenschaften« in Hohenheim an.

### Besonders einschneidende Ereignisse im Leben?

Während des Studiums reiste Frau Schüle zweimal nach Neuseeland und arbeitete dort auf einer Demeter-Farm. Beim zweiten Aufenthalt war auch ihr Mann dabei, den sie während des Studiums kennengelernt hatte. Die Weite und Freiheit in Neuseeland beeindruckte Frau Schüle so sehr, dass der Wunsch wuchs, dortzubleiben. Die große Entfernung von der Familie, von zu Hause, ergab aber den Entschluss, doch nicht auszuwandern – Neuseeland war zu weit weg.

### Tätigkeitsbereiche, z. B. Familie/Beruf/ehrenamtliches Wirken/besondere Interessen

Seit 1989 arbeitet Eva-Maria Schüle in einer damals neu eingerichteten Stelle in St. Ulrich. Bei der »Landwirtschaftlichen Familienberatung«, gefördert vom Ministerium und von beiden Kirchen, liegen ihr die Landwirtschaftlichen Familien am Herzen. Gerade die Paarberatung ist in der Landwirtschaft bis heute ein nicht immer einfaches Thema. Die praktische Ausbildung und ihre »Freiburgische Sprache« wirken dabei oft als Türöffner.

In zwei Jahren möchte die Agrarwissenschaftlerin ihren Beruf, den sie zu fünfzig Prozent ausübt, aufgeben. Grund dafür ist



Der Karthausgarten (Foto: Christine Kalkhof)

zehn Jahren die Zweite Vorsitzende im »Netzwerk **Bauerngarten- u. Wildkräuterland Baden e. V.**«, zuständig für Förderanträge und Finanzen.

### **Was schätzen Sie an ihrem Wohnort, Ihrer Umgebung in hohem Maße?**

Neben allem oben Gesagtem: Die Großfamilie ist in der Nähe und ihr Mann kann auf dem Gelände der Kartause Schafe halten.

vor allem ein weiterer Arbeitsplatz: 2014 übernahm sie die Stelle einer Gartenpädagogin am UWC Robert Bosch College, welches damals in der ehemaligen Freiburger Kartause eingerichtet wurde. Der frühere Küchengarten des Kartäuser Klosters wie das dazu gehörige Gelände gehören in ihren Zuständigkeitsbereich. Die zweihundert internationalen Schüler des Colleges werden dabei, als Teil des Unterrichts, in die Gartenarbeit einbezogen. Hier ist ein biologisches Wirtschaften, welches gut funktioniert, möglich. Drei Mal im Jahr sind alle Schüler und die meisten Lehrer/Mitarbeiter im Einsatz in Garten und Gelände.

Frau Schüle ist aber nicht erst 2014 zur Kartause, dem Ort ihrer Kindheit zurückgekehrt. Viele Jahre hat sie mit ihrer eigenen Familie auf dem Gelände gelebt, schon lange den Garten bewirtschaftet, sogar eine Gruppe von freiwilligen Helfern, die es weiterhin gibt, gegründet. Zukünftig wird sie, wenn der ehemalige Meierhof der Kartause saniert ist, dort im alten Teil eine Wohnung beziehen.

Über ihre Arbeit und ihr Engagement für die »Kartaus« hinaus ist Frau Schüle seit

### **Was ist Ihnen wichtig im Leben?**

Eva-Maria Schüle sieht sich als »Hüterin des Ortes« – an der großen Gartenmauer hat sie manchmal den Eindruck, ein Kartäusermönch stünde hinter ihr. Der Kartaus-Garten gibt ihr Kraft, hier fühlt sie sich aufgehoben und geborgen.

### **Was bedeutet für Sie »Heimat«?**

Frau Schüle: Meine »Heimat« ist aufgebaut wie konzentrische Kreise – in der Mitte der Kartaus-Garten, dann das Kartaus-Gelände, davon ausgehend das Dreisamtal/Freiburg, dann der Schwarzwald und ganz Südbaden. »Heimat« kann aber auch zwei Ebenen haben: eine räumliche, wie zum Beispiel Neuseeland, und die familiäre Bindung. Diese hatte in Neuseeland gefehlt. Zur »Heimat« gehört das Verstehen der Kulturlandschaft.

Ihr Mann sagt: »Du teilst Deine »Heimat« mit 240 Leuten aus der ganzen Welt.«

Es ist für ihre »Heimat« eine Bereicherung, dass alle Schüler und Lehrer noch dazu kommen. Für Frau Schüle ist der Kartaus-Garten ein so privilegierter Ort, dass man ihn einfach teilen muss.

## Ulrike Lenhardt aus Bischoffingen (Kaiserstuhl)

Ulrike Lenhardt, geboren am 3.8.1964 in Rüdeshheim am Rhein in einer Winzerfamilie im Rheingau.

Das Abitur legte ich ab 1983 an der St. Ursula-Schule, einem Mädchengymnasium in Geisenheim, anschließend Praktikum/Ausbildung für das Studium von Weinbau und Kellerwirtschaft für ein Jahr an verschiedenen Orten – unter anderem war ich vom 1984 ein halbes Jahr in Emdingen am Kaiserstuhl mit »Erstkontakt« zu den Alemannen in einem Weingut. Nach ca. sechs Wochen habe ich langsam angefangen, die Sprache einigermaßen zu verstehen ...

Schon damals war im Kopf: »Wenn ich mal woanders als im Rheingau leben sollte, dann hier ... wunderschön.«

Anschließend Studium des Weinbaus und der Oenologie in Geisenheim/Rheingau, Abschluss als Dipl. Ing. (FH) im Januar 1988. Erste Arbeitsstelle im Export einer großen Weinkellerei in Trier, ab 1990 Aufnahme der Tätigkeit für das Deutsche Weininstitut, Mainz (bis heute). Aufgabenbereiche sind die Förderung von Image und Absatz deutscher Weine auf den wichtigen Exportmärkten für deutsche Weine im Ausland.

Dann erfolgte die erste Heirat im Rheingau, zwei Kinder in 1993 und 1996, Trennung 2004. Anschließend kam ich mit meinem jetzigen Mann zusammen – Badener, Kaiserstühler, Bischoffinger. Ich wusste damals nicht, dass er komplett zweisprachig ist: mit »Fremden« Hochdeutsch, mit Familie und Freunden vom Kaiserstuhl ausgeprägter Dialekt.

2006 sind wir in Bischoffingen erstmals in die Weinproduktion eingestiegen: Nachdem mein Schwiegervater verstorben war, hatte mein Mann einzelne Rebgrundstücke der Fa-



Ulrike Lenhardt im Weinberg (Foto: privat)

milie aus der Verpachtung zurückgeholt und ein erstes Fass Grauburgunder und Spätburgunder erzeugt. So baute sich das nach und nach auf dem elterlichen Hof in Bischoffingen auf bis zum kleinen Weingut, das wir heute gemeinsam betreiben.

Nach sechs Jahren bin ich dann 2012 mit ihm ganz an den Kaiserstuhl gezogen, auf den erwähnten Hof, den wir gemeinsam von Armins Schwester übernommen haben.

Als »Neue« im Dorf (700 Einwohner) wurde ich herzlich aufgenommen, aber es dauerte einige Zeit, bis ich mich zurechtgefunden hatte. Für mich ohne Kinder in Kindergarten oder Schule, oder auch fester Arbeitsstelle mit regelmäßigem Kontakt zu anderen Müttern/Vätern/Arbeitskollegen hat es einfach etwas länger gedauert. Aber die Verwandtschaft meines Mannes, die Nachbarn und auch die Winzerkollegen im Dorf haben mich in ihre Gemeinschaft aufgenommen. Dazu kommt ehrenamtliches Engagement in verschiedenen Vereinen und ein reger Betrieb auf dem Weingut – Langeweile kennen wir nicht.

Was ich besonders an meiner »neuen« Heimat schätze sind die Umgangsformen: das mittlerweile selbstverständliche »DÜ« als vertraute Anrede, aber es wird auch akzeptiert



Ulrike Lenhardt mit ihrem Mann Armin  
(Foto: privat)

die »Nähe« oder den »Abstand« den man zu geben bereit ist. Die nachbarschaftlichen Beziehungen sind sehr gut. Was ich immer bei Festen beeindruckend finde und sehr begrüße, sind die mega Kuchenbuffets, die als »Nach-tisch« von allen gezaubert und gemeinschaftlich genossen werden. Auch Spätburgunder zum Gugelhupf ist eine schöne Tradition, die ich mittlerweile sehr gerne als Gewohnheit übernommen habe.

Ein weiteres heimatliches Highlight ist das Wecken des Dorfs am 1. Mai ab 6 Uhr. Wir waren dann um sieben morgens eine Station im Dorf, die die Musikanten mit Kaffee, Kuchen und einem Glas Wein bewirten haben.

Da wo meine Familie ist, ist meine Heimat – so auch hier am Kaiserstuhl. Das Dorf hat viel geholfen, dass ich mich schneller zu Hause fühle.

## Monika Hollstein aus Kandern

Mein Name ist Monika Hollstein. Ich wurde 1971 als jüngstes von vier Kindern in Lör-rach geboren. Meine Mutter stammt aus der Schweiz, in der Nähe von Zürich, wo sie auch meinen aus Nordrhein-Westfalen stammenden Vater, der dort seine Gesellenzeit ver-

brachte, kennengelernt hat. 1966 sind meine Eltern nach Kandern gezogen, wo mein Vater eine Stelle als Bäcker hatte. Dort habe ich auch meine Kindheit mit meinen drei älteren Geschwistern verbracht. Wir hatten eine sehr behütete Kindheit, konnten viel draußen spielen und hatten auch in der Nachbarschaft sehr viele andere Kinder. In unserem Garten waren zu manchen Zeiten bis zu 17 Kinder.

Ich besuchte drei Jahre lang den Kindergarten in Kandern, der schon zur damaligen Zeit Angebote für Schulanfänger machte, um sie auf das Stillsitzen vorzubereiten. Die Grundschule war in der ersten und zweiten Klasse in Kandern. Für die dritte und vierte Klasse mussten wir Kinder aus Platzgründen in die zwei Dörfer weiter entfernte Schule nach Wollbach fahren. Nach der Grundschulzeit besuchte ich die August-Macke-Realschule in Kandern und beendete diese mit der mittleren Reife. Meine Geschwister hatten genau den gleichen Werdegang.

Als ich 14 Jahre alt war, verlor ich meine Mutter im Alter von nur 47 Jahren. Sie verstarb an Krebs und bekam die Diagnose nur drei Wochen vor ihrem Tod. Unsere Familie hat dieser Verlust noch mehr zusammengeschießt. Wir hatten immer schon ein gutes Verhältnis und das half uns allen, über den Verlust hinweg zu kommen.

Nach der Schule habe ich ein Freiwilliges Soziales Jahr in einem Kindergarten für körperlich und geistig behinderte Kinder gemacht. Dazu musste ich in das 15 Kilometer entfernte Inzlingen fahren. Die Arbeit mit den Kindern hat mich darin bestärkt, Erzieherin werden zu wollen. Ich begann auch eine Ausbildung zur Erzieherin, die ich aus gesundheitlichen Gründen abbrechen musste. Nun musste ich mir erneut Gedanken machen, was ich denn gerne machen würde. Meine ältere Schwester arbeitete zu diesem Zeitpunkt als Kranken-

schwester im Krankenhaus in Lörrach. Ich wollte auch unbedingt einen sozialen Beruf ergreifen und konnte in einem Altenheim in Kandern als Pflegehelferin arbeiten. Dazu benötigte man zunächst nur eine dreimonatige Grundausbildung. Ich schien meine Arbeit gut zu machen, denn man bot mir an, eine Ausbildung zur Altenpflegerin zu beginnen. Nach dem Abschluss konnte ich bleiben.

Während meiner Arbeit hatte ich mit vielen verschiedenen Menschen zu tun, die in ihrem Leben viel erlebt haben. Viele der alten Menschen, die ich betreut habe, haben den Zweiten Weltkrieg erlebt und erzählten auch von ihren Erlebnissen, die jetzt am Ende ihres Lebens wieder hochkamen. Manche können aber auch heute noch nicht darüber sprechen.

Ein sehr einprägsames Erlebnis war der Kontakt mit einer alten Dame, die mich morgens, als ich sie weckte, fragte: »Sind die Männer noch da?« und auf meine Gegenfrage: »Welche Männer?« die Antwort erhielt: »Na die Soldaten!« Da war mir bewusst, dass diese alte Dame im Traum ihre Kriegserlebnisse verarbeitet hat und nach dem Erwachen nicht wusste, wo sie jetzt ist.

Viele dieser alten Menschen sprechen noch einen breiteren Dialekt als ich. Ich glaube, das liegt auch daran, dass man früher noch nicht so viele »Zugezogene«, zu denen nach Ansicht vieler schon seit Generationen in Kandern lebender Familien auch meine gehörte, im Ort hatte. Heute vermischen sich die Dialekte doch sehr.

Meinen Mann habe ich bei der Arbeit kennengelernt. Für neun Jahre sind wir in einen Nachbarort gezogen. Danach kamen wir wieder nach Kandern zurück, wo wir nun schon wieder acht Jahre leben. Wir haben keine Kinder. Zu unserer Familie gehört ein Hund – ein toller Boxer. Durch unseren Hund sind wir natürlich sehr viel draußen in der Natur. Man

trifft viele Menschen mit Hund und kommt immer wieder ins Gespräch. Auch werden wir sehr oft auf unseren Boxer angesprochen.

Mein Wohnort ist für mich deshalb so attraktiv, weil man einander noch kennt und achtet und aufeinander schaut. Man hilft sich gegenseitig. Hier lebt man nicht anonym. Außerdem ist alles vorhanden, was man für das tägliche Leben braucht. Auch Allgemeinmediziner sind am Ort. Für Fachärzte muss man in die nächste Stadt, 15 Kilometer entfernt, nach Lörrach. Aber auch das ist ohne Auto mit öffentlichen Verkehrsmitteln zu schaffen. Es ist ein recht ruhiger Ort. Hier lässt es sich leben. Meine ältere Schwester wohnt zwei Häuser weiter, die beiden anderen Geschwister sind 10 bzw. 45 Kilometer von mir entfernt. Meine Schwiegermutter lebt 20 Kilometer von hier weg. So kann man sich regelmäßig sehen und die Gemeinschaft pflegen. Ich habe zwei mittlerweile erwachsene Nichten, die beide in Freiburg leben und studieren.

In meiner Kindheit habe ich meist alemannisch gesprochen. Wenn unsere Großeltern aus Nordrhein-Westfalen da waren, mussten wir uns auf hochdeutsch unterhalten. Wenn ich mit Menschen zu tun habe, die hochdeutsch sprechen, spreche ich automatisch hochdeutsch. Mit meinen Geschwistern spreche ich alemannisch. Mit meinem Mann spreche ich meist hochdeutsch. Er stammt zwar auch von hier, hat aber als Kind aus Trotz entschieden, hochdeutsch zu sprechen und ist dabei geblieben.

Das Wichtigste in meinem Leben ist meine Familie, der Zusammenhalt untereinander. Wichtig ist mir vor allem, dass man mit dem, was man hat, zufrieden ist und Menschen um sich herum hat, die einen auffangen.

Heimat ist für mich da, wo meine Liebsten sind und wo ich mich geborgen fühle. Das bietet mir mein derzeitiger Wohnort.